Novellen und humoresken

Berthold Auerbach,
Jacob Jan Cremer,
Rudolf Lindau, ...

39

Collection Schick Nr. 19.

Novellen und Humoresken

von

Berthold Auerbach, J. J. Cremer, Rudolph Lindau und Ludwig Anzengruber.

Inhalt:

Chicago.
Verlag von L. Schick.

Nannchen von Mainz.

Eine rheinische Geschichte

von

Berthold Auerbach.

Twinkle Bequest
2-12-31

1. Capitel.

Nannchen heißt sie, und ihre Geschichte erzähle ich gern.

Nannchen ist eigentlich kein besonderer Name in Mainz, es heißen gar viele Mädchen so. Aber Nannchen Becker ist ein besonderes Mädchen. Nicht wegen ihrer Schönheit und ihrer vollen, kräftigen Gestalt — es giebt gar viel schöne Mädchen in Mainz, zumal da draußen im Gartenfeld, wo auch unser Nannchen wohnt —, aber sie hat ein besonders herzhaftes Wesen, und vor Allem kann sie lachen, daß einem dabei das Herz im Leibe vor Freude aufgeht, und wenn sie lacht, bekommt ihr Gesicht so viel kleine Drucker, besonders bei den braunen Augen, daß es eine wahre Lust ist, das zu sehen. Die mächtige Gestalt hat sie vom Vater, dem Stoßkarrcher Becker, der draußen am Rhein beim Verladen der Schiffe arbeitet und eine angesehene Figur ist; er handhabt den breiten kurzrädrigen Stoßkarren und so heißt er Stoßkarrcher. Er trägt einen langen, kragenlosen getheerten leinenen Rock, und das Schild an seiner Mütze ist immer nach der linken Seite gerückt; das gibt ihm fast etwas Verwogenes, ist aber doch nur dazu, damit die rechte Schulter immer bereit sei, Lasten aufzunehmen. Er wäre noch viel größer, wenn er nicht etwas vorgebeugt ginge von dem vielen Lastentragen, denn wo es etwas den Anderen zu Schweres zu heben gibt, heißt es: Laßt den Becker kommen! und er ist immer bei der Hand, und wo er anfaßt, ist's, als ob seine Finger Kneipzangen wären, und wehe dem, der den Becker neckt, daß er ihm einen Fünfthalerschein auszahlt mit seiner breiten Hand. Das thut er indeß äußerst selten, denn sein Ruf flößt den Genossen schon Furcht genug ein. Dabei ist er aber gutmüthig wie ein Kind und

weiß an sich zu halten wie ein Mann, denn er hat vor sich selber Furcht, vor seiner eigenen Stärke; er weiß, er kann sie nicht meistern, wenn er sie losläßt.

Da draußen am Rhein ist ein seltsames Leben unter den Stoßkarrchern, auch Rheinschnacken genannt. Stundenlang liegen sie oft umher auf Waarenbällen, auf Handkarren oder auch an einen Schuppen gelehnt und haben, wie man sagt, Maulaffen feil, und wenn ein Vorübergehender sie hänselt oder durch sein Aussehen zu Spott Veranlassung gibt, da hagelt's von allen Seiten spitze und klobige Redensarten. Der breite Becker that aber selten mit, nur wenn — denn wir sind in den sechziger Jahren — auf die Preußen losgezogen wird, steuert er Kraftworte bei, sonst aber nickt er nur mit seinem mächtigen, von dichten, buschigen Haaren bewaldeten Kopfe den Kameraden zu; er ist kein Freund von vielen Reden und er weiß auch, daß er etwas ungelenk darin ist. Sein besondrer Ruhm besteht darin, daß man ihm nacherzählt, er habe einmal eine Wette gewonnen. Es hieß, Niemand sei im Stande, einen Kanonenlauf auf der Schulter davon zu tragen. Der Stoßkarrcher Becker hat gewettet, daß er das vermag, und er hat die Wette gewonnen. Aber er hört auch von diesem Ruhme nicht gern reden und leugnet ihn fast gar ab, denn die Zeugen, die dabei waren, sind bereits gestorben. Der Stoßkarren, den Becker hat, ist ganz von Eisen, und er hat nicht nöthig, ein Kennzeichen daran zu machen, daß das der seinige ist, denn für jeden Anderen ist, ohne daß etwas aufgeladen wäre, der Karren an sich schon Last genug.

Wie gesagt, das Leben und Treiben der Stoßkarrcher ist ein seltsames. Oft stundenlanges Nichtsthun und dann binnen zehn, fünfzehn Minuten, so lange ein Dampfschiff anhält, das zu Berg oder zu Thal geht, eine Anstrengung, und zwar in Eile, so daß man sich nur wundern muß, wenn das Schiff wieder davon dampft, was hinein- und was herausgebracht wurde. Wenn Wein zu verladen ist, ist Becker selbstverständlich dabei, und er ist eben so behutsam als stark. Er behandelt den Wein bei aller kräftigen Handhabe mit einer gewissen Zärtlichkeit, denn was ist Leder und Getreide und Hausrath und was sonst die Menschen einander zusenden gegen den Wein! Das ist Alles gut, aber der Wein allein macht lustig, da steckt Musik drin, wie sie hier zu Lande sagen. Dann fährt er auch oft mit dem niederen, aus mächtigen Stämmen gezimmerten Ver-

ladungswagen, daran die breiten Burgunderbraunen der Direction gespannt sind, durch die Stadt und hat seine große lederne Schürze über die ganze Vorderseite des Körpers gespannt, und wenn er so auf der Deichsel steht, da passen Pferde, Wagen und Führer zusammen wie aus Einem Guß, Alles mächtig und gewaltig.

Er lacht und nickt — und das Lachen und Nicken dieses Arbeitsriesen hat etwas gar Seltsames — wenn man ihm sagt, daß er in seinem ganzen Leben noch keinen Tropfen Wasser getrunken habe. Denn es ist wahr. Und hat der Sohn des Rheines nicht Recht, daß er nur Wein trinkt, wenn er's aufwenden kann? Er hält das Sprichwort der Rheinländer: Wasser ist nicht gut in den Schuhen, wie viel weniger im Magen! Dabei ist er ein besonderer Feind des Cigarrenrauchens, er behauptet, das Cigarrenrauchen verderbe den Weingeschmack, eine gute Pfeife schade weniger.

Der Stoßkarrcher Becker hat schon vor zehn Jahren seine Frau verloren. Sein einziger Sohn Nicola ist Küfer in der Weinhandlung auf der hinteren Bleich und hat sich vor einem Jahr verheirathet. Und Nannchen — sie ist nur ein Jahr jünger als Nicola — führt draußen im Gartenfeld das Geschäft, und das ist ziemlich bedeutend und einträglich, denn sie hat die große Wäschanstalt, die die Mutter geführt, beibehalten. Man sagt, daß Becker ein vermöglicher Mann sei und sich Häuser kaufen könne; aber er legt sein Geld lieber auf Hypotheken an — da merkt die Welt nichts davon und es ist doch sicher.

Am Mittag — es wird aber der Mittag schon auf elf Uhr gesetzt, denn man muß vorher gegessen haben, ehe um halb Zwölf ein Schiff zu Thal kommt — am Mittag erhält Becker sein Essen immer von Nannchen; sie bringt es aber selten selber, sie schickt meist ein jüngeres Mädchen, aber auch ein Kind aus der Nachbarschaft. Wenn Nannchen aber einmal selber kommt, muß sie nach allen Seiten hin mit Antworten gerüstet sein, denn sie wird von älteren und jüngeren Kameraden des Vaters aufgezogen — das ist einmal so die Art der Rheinländer, immer soll es etwas zum Lachen geben. Nannchen weiß Jeden baar auszubezahlen, und der Vater, der dabei ißt und trinkt — er ißt eigentlich wenig, das Trinken ist die Hauptsache — nickt manchmal, während er ißt, und wenn er trinkt, winkt er mit der Hand, sie solle still halten, damit ihm vor Lachen der Wein nicht in die unrechte Kehle kommt.

Im vorletzten Sommer ging's aber seltsam her an einem hellen Morgen. Der Rhein wallte mit seinen grünen Wellen so still dahin und blitzte und funkelte, und drüben standen die Berge des Taunus wie hohe, stehen gebliebene grünblaue Wellen.

Nannchen stand beim Vater, der auf seinem Karren saß und seine Lieblingsspeise — ein fettes Stück Rindfleisch in dicker Meerrettigsauce, oder eigentlich in Meerrettiggemüse — aß. Da sagte der faule Wendel — ein Kamerad und weitläufiger Verwandter Becker's:

„Du — ist's wahr, daß Du das Sprüchwort ändern willst?"

Becker antwortete nicht mit Worten, sondern richtete nur den Kopf auf und seine Mienen fragten: Was meinst Du?

„Sonst hat man gesagt: Man bringt seine Tochter unter die Haube — Du aber willst sie unter die Pickelhaube bringen?"

Plötzlich pfiffen drei Eisenbahnen auf einmal: drüben die Taunusbahn, hüben die nach Darmstadt und die nach Worms führende. Man konnte vor Lärm nicht antworten.

Nannchen wendete sich ab und sah nach dem Rhein, und Becker, der eben noch einen guten Bissen hatte zum Munde führen wollen, steckte den Bissen mitsammt dem Löffel wieder in den Topf, stieß Nannchen an, übergab ihr den Topf und wischte sich den Mund ab.

„Hast Du nicht verstanden?" fragte der faule Wendel, als die schrillen Pfiffe vorüber waren.

„Jawohl haben wir Dich verstanden," antwortete Nannchen. „Aber gib Acht, an den Pickelhauben sticht man sich."

„Geh' Du jetzt heim, Nannchen," sagte Becker, hob ein Polster, das er zum Kohlentragen auf den Rücken geschnallt hatte, in die Höhe und legte den Kopf sammt Polster auf den Karren. Er hat nicht nöthig, dem Vetter viele Antworten zu geben; er braucht keinen Beistand, er wird mit der Sache schon allein fertig.

Nannchen ging davon und der Vater wendete sich nicht um, ihr nachzuschauen.

Becker seufzte in sich hinein und betrachtete eine kurze Weile seine Hände. Er hatte sie gestern aufgehoben, um seine Tochter zu schlagen, und er war doch froh, daß es nicht geschehen war, und er gelobte sich, daß es nie geschehen solle; aber eine böse Sache ist's und wieder brav ist's doch auch von Nannchen, daß sie heute am großen Bügeltage das Essen selbst gebracht hat. Sie sieht's ein,

daß das eine Albernheit und eine Unmöglichkeit ist; sie ist immer ein gutes Kind gewesen, sie wird es bleiben — die Sache ist vorbei.

Hätte er zwei Blicke sehen und wenige Worte hören können, die da drüben nicht weit vom Dom zwischen einem Soldaten, der auf Posten stand, und Nannchen gewechselt wurden — er hätte anders gedacht. Denn der Soldat, ein baumlanger blonder Mann mit gekrausten, dichten blonden Haaren, sagte zu Nannchen, als sie vorüberschritt:

„Wie steht's, lieber Schatz?"

„So gewiß Du Deinen Fahneneid hältst, so gewiß halte ich meinen Schwur," erwiderte Nannchen rasch, kaum aufsehend, und schritt vorüber.

Draußen aber am Rhein dachte der Vater an das, was gestern geschehen war.

Schon vor Wochen hatte ihm Nicola hinterbracht, daß Nannchen einen Preußen zum Geliebten habe. Becker lachte darüber. „Kann sein, daß sie Einen zum Narren hat. Das schadet nichts, sie ist gescheidt und brav — da müssen ganz andere kommen, um der den Kopf zu verdrehen."

Gestern Abend aber war's geschehen. Als er heimkam, war Nannchen nicht da, sie war auf dem großen Trockenplatz. Er geht ihr nach, und wer steht bei ihr und hilft ihr die Wäsche einthun? Und wer faßt den großen Korb an der einen Seite an, während sie die andere nimmt? Ein Preuße.

Wie er ausgesehen hat, weiß er eigentlich nicht — er sah nur die preußische Uniform. Er ging auf die Beiden zu und schrie laut — er hatte eigentlich nicht so laut schreien wollen, aber er konnte nichts dafür:

„Wir brauchen keine Hülfe! Der Preuße kann gehen und Du, Nannchen, gehst voraus!"

Er nahm den schweren Korb in beide Hände und trug ihn, als wär's ein Strickbeutel, in's Haus. Nur einmal schaute er um — der Preuße setzte seine Pickelhaube auf und schnallte den Säbel um, dann ging er nach der andern Seite davon.

Drin im Hause fragte Becker:

„Was treibst Du da für Narrenspossen?"

„Ich weiß nichts."

„Was ist denn das mit dem Preußen da?"

„Er heißt auch Becker, Wilhelm Becker.“

„Geht mich aber nichts an, wie er heißt, ich hab' nichts mit den Preußen zu thun.“

„Ich auch nicht, aber mit dem Wilhelm.“

„So?“

Lange Zeit war Alles still. Nannchen stellte dem Vater das Essen hin, aber er aß nicht, sondern stopfte sich eine Pfeife und setzte sich auf die Bank vor dem Hause.

Nannchen ging ab und zu und gab Anordnungen wegen der Wäsche; in der großen hintern Stube sangen die Mädchen beim Bügeln, aber die Stimme Nannchen's war nicht dabei. Nach einer Weile — auch die Abendpfeife schmeckte ihm heute nicht — kehrte Becker in die Stube zurück und sagte vor sich hin: „Der Preuße soll mir nicht auch noch das Essen verderben.“

Er begann zu essen.

Nannchen kam herein und fragte: „Vater, soll ich Euch das Essen nicht noch ein wenig wärmen?“

„Nein, es kann kalt sein, kannst mich auch bald kalt haben.“

Nannchen stand dabei und hielt die Thränen gewaltsam zurück. Der Vater aß Alles auf bis auf den letzten Bissen.

„Darf ich Euch jetzt berichten?“ fragte Nannchen, nachdem Becker die still ineinander gefalteten Hände auseinander gethan.

„Bring' ein Licht,“ erwiderte Becker.

Nannchen brachte ein Licht.

„Kannst Du mir noch mit gutem Gewissen in's Auge sehen?“ fragte der Vater.

„Ja.“

„So erzähle!“

„Vater — ich hab' nicht viel zu erzählen.“

„Je weniger, desto besser.“

„Vater — es sind jetzt drei Wochen, da bin ich bei der Tante in Kostheim gewesen.“

„Hab' mir's denken können! Aber weiter! weiter!“

„Der Ohm hat damals seine erste Fahrt als Steuermann auf dem „Schiller“ unternommen, und wie wir da so sitzen, kommt ein Preuße herein und sagt, er habe einen Gruß auszurichten von seinem Onkel, der Hüttenmeister auf dem Hüttenwerk da drunten bei Neuwied ist, bei dem die Tante früher gedient hat. Die Tante

kennt den Soldaten noch, sie hat ihn früher gesehen, wie er noch ein kleiner Junge gewesen ist. Die Tante geht in den Keller, um Wein zu holen —"

„Den Wein will ich ihr schon bezahlen," unterbrach Becker, und Nannchen fuhr fort:

„Wie wir nun so allein in der Stube sind, sagt der Soldat, und seine Stimme hat dabei gezittert: „Das ist ein Glück vom Himmel, daß ich Sie hier treffe, Fräulein Nannchen!" Woher kennen Sie mich? frag' ich ihn. Und er sagt ganz manierlich: „Erlauben Sie, daß ich ablege," und er thut die Mütze ab und er hat ein Gesicht so schön und so gut und getreu — Ihr habt ihn ja auch gesehen, Vater —"

„Ich hab' ihn nicht gesehen."

„So seht ihn Euch morgen einmal ordentlich an."

„Wird sich zeigen. Erzähl' weiter."

„Und da erzählt er mir, daß er schon lange ein Auge auf mich hat, aber er ist nicht so keck gewesen, mich anzureden. Und da sag' ich ihm, da hat er recht daran gethan, denn er wäre bös weggekommen. Und da haben wir Beide gelacht, ich weiß nicht warum, aber wir haben mit Lachen nicht aufhören können. Jetzt kommt die Tante mit dem Wein, wir stoßen mit einander an und er erzählt mir, daß er ausgekundet habe, wo wir wohnen und wie ich heiße, und daß er auch Euch kennt, Vater, so von Ansehen —."

„Er soll mich schon noch anders kennen lernen! Aber erzähl' weiter."

„Ja, ich bin eigentlich fertig. Die Tante hat immer zugeredet, wir sollen doch auch trinken, aber Wilhelm hat kaum ein halbes Glas getrunken und hat immer gesagt: er meine, er brauche jetzt sein Leben lang nicht mehr essen und nicht mehr trinken, und gut und ordentlich und brav hat er gesprochen und hat auch erzählt, daß er ein Schreiner ist — sie heißen's aber Tischler — und wie ich fortgegangen bin, hat er um die Erlaubniß gefragt, ob er mich begleiten darf. Und so sind wir mit einander gegangen. Wir haben einander nicht geführt, und was er gesagt hat, war rechtschaffen und schön, und wir wie hinauskommen an den Main, da hat er mich gefragt: „Erlauben Sie, daß ich einen Kahn nehme?" Ich habe nichts dagegen, und wie wir einsteigen, sagt der Fährmann: „Ich wünsch' Glück und Segen! Das ist einmal ein Paar, das zusam-

men paßt." Wir sind Beide so erschrocken, daß der Kahn geschwankt hat, und wie wir in den Rhein hinaus kommen, geht die Sonne unter und wir fahren auf lauter goldenen Wellen dahin und er sagt: „Wenn Alles das lauter Gold wäre und Alles das wär' mein, möcht' ich doch keine Andere auf der Welt haben, als die da neben mir sitzt," und da hat er zum ersten Mal meine Hand angerührt und ich hab' sie ihm gelassen, und so sind wir dahin gefahren und haben kein Wort gesprochen, und so sind wir ausgestiegen und sind durch die Stadt gegangen und ich hab' ihn am Arme gefaßt und da draußen am Gartenzaun hab' ich ihm den ersten Kuß gegeben, und nie in meinem Leben geb' ich einem andern Mann einen Kuß, als Euch, Vater, wenn Ihr Ja und Amen sagt!"

„Weißt Du, was ich für ein Amen sage?" schrie da der Vater, richtete sich auf und hob beide Fäuste über das Haupt des Kindes empor. „Damit sag' ich Dir Amen, Dir —"

„Vater, das thut Ihr nicht, Ihr thätet es Euer Leben lang bereuen, wenn Ihr mich geschlagen hättet," entgegnete Nannchen.

Becker ließ die Hände sinken, ging wieder still hinaus vor das Haus, setzte sich auf die Bank und rauchte bis Mitternacht. Die Sterne funkelten über ihm, die Nachtigall sang im Busch, fern vom Rhein herauf hörte man das Stampfen eines Schleppschiffes, als ob ein Ungeheuer heraufkäme, und die Wachen auf den Festungswällen riefen einander an von Posten zu Posten: Kamerad, bist Du noch da?

Kamerad, bist Du noch da? rief es auch Becker an. Er ärgerte sich, daß er so lange hier saß, während er doch schon um drei Uhr im Freihafen am Rhein zum Verladen eines Niederländer Schiffes sein mußte. Er legte sich nicht mehr zu Bette, sondern ging gerades Wegs nach dem Rhein und schlief noch ein Paar Stunden auf Kaffeesäcken im Schuppen.

An Alles das dachte jetzt Becker, und es war ihm bang, was daraus werden soll. Mit Gewalt ist da nichts zu zwingen, und andere Mittel kennt er nicht, wenn nicht Nannchen von selbst zur Einsicht kommt. Heute, zum ersten Mal, überhörte er die Anlandungsglocke, man mußte ihn wecken, da eben das Schiff jene schöne, zierliche Drehung machte, um an der Landungsbrücke anzulegen. Becker war schnell auf seinem Posten.

---

2. Capitel.

Als wieder Zeit zum Ausruhen war und unser Stoßkarrcher wieder müßig dasaß, wälzte sich eine Last auf ihn, die viel schwerer war, als alle, die er da aus- und eingeschleppt hatte.

Ja, die Frau, dachte er vor sich hin und betrachtete seine breiten, starken Hände — ja, die Frau, wenn die Einem wegstirbt, von Mann und Kindern weg, da ist's doch, wie wenn Einem ein Auge ausgeschlagen und eine Hand abgehackt würde. Er drückte sich mit der Hand eine Weile die Augen zu, und weiter gingen seine Gedanken und sprachen: Wenn sie noch lebte, wäre das nicht geschehen und Du säßest nicht da draußen und müßtest sorgen und denken, was daheim vorgeht. Ein Mädchen hüten! Ja, wenn es sich nicht selbst hütet, nützen alle Wächter, Schloß und Riegel nichts. Kannst ohne Sorge sein, Nannchen ist brav und stolz, sie vergibt sich nichts. Aber wer weiß, was so ein pfiffiger Preuße — denn pfiffig sind sie — —

Lange saß der Stoßkarrcher Becker da, machte bald die Augen auf, bald schloß er sie gewaltsam; wenn er die Welt umher sah, war's ihm nicht recht, und wenn er die Augen schloß und nichts sah, wurde er immer so ängstlich. Er war ärgerlich auf sich, denn er mußte sich bekennen, daß er zu solchen Sachen nicht gemacht sei.

Plötzlich stand er auf, ging auf einen Bettler zu, der nicht weit von der Anlände auf der Brücke saß und seine Krücke neben sich gelegt hatte. Becker schaute sich rasch um und gab dem Bettler eine Gabe.

Schon viele Jahre saß der Bettler da, Becker hatte ihn gesehen und kaum beachtet, wie viel weniger wär's ihm je eingefallen, ihm eine Gabe zu schenken. Heute that er's. Und ich kann sagen, warum, denn Becker hat es selbst erzählt: er war ärgerlich auf sich. Er hatte sich beim Aufschauen einmal plötzlich gewünscht, wenn er nur der lahme Bettler wäre, der Niemand auf der Welt hat, aber auch keine Sorgen. Und im schnellen Besinnen, daß das doch eine Versündigung sei, ging er auf den Bettler zu und schenkte ihm unversehens eine Gabe, als hätte er damit den sündhaften Wunsch abgekauft und gesühnt.

Später als sonst kehrte Becker am Abend heim, er aß und trank aber wohlweislich vorher in der „Schippe" zu Nacht. Denn erstens

wollte er's Nannchen nicht gönnen, daß sie ihm das Nachtessen herrichte, und dann fühlte er auch, daß es etwas geben könne, wodurch er gar nicht zu seinem Nachtessen komme. Denn wenn der Preuße wieder da ist -- er weiß nicht, was er thut, er schlägt ihm „ein Gesach Rippen" ein.

Tief verschlossen ging er seines Weges. Er ärgerte sich, daß daheim etwas kocht, das ausgegessen werden muß, wenn er auch keinen Hunger und keinen Durst mehr hat.

Als er an der Hauptwache beim Dom vorüberkam, stand ein großer, krausköpfiger Soldat ledig an einer Säule. Es mußte etwas sein, was den Blick dahin gezogen hatte, und der Soldat that die Cigarre aus dem Munde, grüßte militärisch und sagte: „Schönen guten Abend, Herr Becker!"

Becker zuckte zusammen, schaute grimmig auf, ballte die Faust und ging weiter.

„Schönen guten Abend!" sagte er immer auf dem Wege vor sich hin. „Schönen guten Abend! Krieg' die Kränk' mit dem schönen guten Abend! Was ist das für eine Sprach!"

Jetzt hatte er etwas Bestimmtes, worauf sich sein Zorn richten konnte: er kann die hochdeutsche Sprache der Preußen nicht leiden!

Aber ein hübscher Bursch' ist es doch gewesen. Läßt sich denken, daß er einem Mädchen in die Augen sticht, und ein Maulwerk hat er gewiß auch wie ein Advocat, das haben alle Preußen, sie können Einen niederschwätzen, daß man meint, man wäre der dümmste Kerl von der Welt und sie hätten alle Weisheit mit Löffeln gegessen. Wart', ich will Dir! Und die Frechheit, mich auf dem Domplatz anzureden, wie wenn wir von Altersher Brüderschaft mit einander hätten.

Eine Beruhigung nahm indeß Becker mit nach Hause: der Preuße war heute auf Wache und für vierundzwanzig Stunden war das Haus im Gartenfeld sicher vor ihm, und derweil wird sich's schon fest machen lassen.

Als Becker heimkam, traf er seinen Sohn Nicola und seine Schwiegertochter im Hause. Er sagte mit milderem Ton, als ihm im Sinne lag, zu Nannchen, die ihm das Essen aufstellte: sie solle nur wieder abräumen, er habe schon gegessen. Die Schwiegertochter sollte nichts davon sehen und merken, was hier im Hause vorgeht. Er setzte sich vor das Haus auf die Bank, Nicola gesellte sich zu ihm

und sagte, er habe schon gehört, was hier vorgehe, und der Vater werde ihm nun wohl glauben.

„Ich will Dir etwas sagen," erwiderte der Vater und rieb sich dabei mit beiden Händen die Kniee, in denen eine ungewöhnliche Müdigkeit saß — „mische Du Dich gar nicht in die Sache; das Nannchen und ich werden schon allein mit einander fertig!"

Und so ging der Abend still vorüber.

Als sich der Vater niedergelegt hatte, kam Nannchen noch einmal in sein Zimmer und sagte:

„Vater, ich will, daß Ihr um meinetwillen gut schlafen sollet. Und so sag' ich Euch, daß ich mit dem Wilhelm kein Wort mehr rede, bis Ihr mit ihm geredet habt. Gute Nacht."

„Schönen guten Abend!" erwiderte Becker und legte sich auf die andere Seite, indem er in sich hineindachte: Da kannst Du lange warten!

Am Morgen, als er vor Tag aufstand, war Nannchen, wie immer, zu Wege; die Beiden sprachen kein Wort mit einander von der Hauptsache und Becker ging an seine Arbeit.

Tag um Tag verging, als wäre nichts geschehen.

Endlich am zweiten Sonntag sagte Nannchen:

„Vater, den Brief hat mir der Wilhelm geschrieben."

„So? Also schreiben kann er auch?"

„Ja und prächtig, er ist gut geschult."

„Ja ja, die Preußen können schreiben und schwätzen! Was schreibt er denn?"

„Leset selber."

„Nein, Du weißt, ich bin mit dem Geschriebenen — lies Du vor!"

Nannchen las:

„Herzinnig Geliebte!"

Becker nickte — das fängt gut an!

„Ich vergehe vor Kummer, da ich Dich nicht mehr sehen und „hören und Deine liebe Hand halten soll. Ich bin heute aus dem „Arrest gekommen, wo ich bei Wasser und Brod habe vierundzwan„zig Stunden sitzen müssen, weil ich's versäumt habe, vor dem visi„tirenden Major heraus zu rufen. Ich sehe und höre gar nichts „mehr recht, ich bin wie vor den Kopf geschlagen. Wenn Du nicht

„willst und Du willst das gewiß nicht, daß ich mir eine Kugel durch „den Kopf schieße —"

„Pfui Teufel!" warf Becker ein und spie weit aus.

„— so veranlasse, daß ich Deinen Vater endlich spreche. Ich gehe „heute Mittag zur Tante in Kostheim. Dort kann er mich treffen, „wenn Du mich nicht zu Euch in's Haus rufen lassen willst. Ich „beschwöre Dich bei dem Andenken an Deine Mutter und bei Deiner „Liebe zu mir, laß nicht länger verschmachten

„Deinen Dich bis in den Tod liebenden

„Wilhelm Becker."

Nannchen hatte gelesen. Der Vater saß lange stumm, die geballte Faust auf den Tisch gelegt, und sprach kein Wort.

„Was wollet Ihr thun?" fragte Nannchen endlich.

„Dunnerkeil! Der Preuße soll mich kennen lernen und die Tante auch!" erwiderte der Vater.

„Ihr werdet nichts thun, was nicht recht ist," erwiderte Nannchen. „Ich kann mich auf Euch verlassen, wie Ihr auf mich. Und Vater, bringet die Sache in Ordnung! Ihr könnet ja nicht wollen, daß ich ungetreu an Euch bin."

„So? Also daraus machst Du Dir nun eine Ehre, daß Du nicht ungetreu an mir bist? Ich hab' Dir zu lieb nicht wieder geheirathet, und jetzt seh' ich, es wär' besser, ich hätt's doch gethan, da hätt' ich doch eine Menschenseele auf der Welt, die bei mir bleibt."

„Vater, ich verlaß Euch nicht."

„Schon gut."

Becker ging nach seinem Geschäfte an den Rhein, nahm aber in einem Bündel bessere Kleider mit, um sich draußen in einem Schuppen, wenn die Arbeit vorüber, sonntagsmäßig anzuziehen.

Nannchen saß zu Hause und ordnete die Bücher, aber oft gingen ihr die Augen über; doch sie duldete keine Weichlichkeit an sich, und nachdem sie ihre Arbeit vollendet hatte, ging sie noch einmal in ihre Kammer und wusch sich, als wäre sie eben erst vom Bett aufgestanden. Dann ging sie hinaus in den Garten. Die beiden Wächterhunde kamen zu ihr und schmiegten sich an sie; sie aber las den Brief Wilhelm's aber- und abermals. Dann kehrte sie in die Stube zurück und betrachtete die guten Hemden, die sie für Wilhelm gewaschen hatte.

Er ist aus einem rechtschaffenen Hause, das sieht man den Hemden an, dachte sie vor sich hin, und als die Schwägerin zu Besuch kam, war sie so heiter mit ihr wie je.

---

3. Capitel.

Spazierengehen hatte Becker sein Leben lang nicht geübt, und als er heute über die Brücke ging, war seine Haltung auch derart, als ob er einen unsichtbaren Karren vor sich her schöbe; und schwer geladen war er, und dabei meinte er noch, alle Leute müßten ihn fragen, oder sie hätten ihn eigentlich gar nicht zu fragen, sie hätten es ihm am Gesicht ablesen können, warum er heute die Festung verläßt. Staunend betrachtete er die Gebäude in Kastell, die abseits der Eisenbahn neu gebaut waren, denn seit Jahren war er, Frachtgüter führend, nur bis zur Eisenbahn gekommen, weiter nicht.

Eine eigenthümliche Sonntag=Nachmittags=Freude lag auf dem Dorfe Kostheim. Die Kirche war vorbei, zu Mittag gegessen hatte man auch, und jetzt liegen da Stunden, die gar nichts wollen, als was man selbst will.

In den Gärten saßen die Männer hemdärmelig und rauchten, die Frauen standen an den Zäunen und plauderten, Lustwandelnde aus der Stadt zogen fröhlich dahin, und im großen Wirthsgarten spielte eine Blechmusik, daß es weithin schallte.

Becker wurde von manchen lustwandelnden Familien, die ihn kannten, freundlich bewillkommt, und sein erster Gedanke war: Du bist eigentlich selber schuld, daß Dein Kind auf die Dummheit verfallen ist; du hast sie immer allein umhergehen lassen, besonders daherüber zu der Tante. Er nahm sich vor, wenn Nannchen von dem Preußen läßt, sie künftighin alle Sonntag zu begleiten, wohin sie will, und da wird man schon rechtschaffene Bürgerssöhne antreffen, und wer weiß, was daraus wird.

Als er am Hause des Schwagers ankam, schaute er durch die Fenster zu ebener Erde hinein und sah zwei Männer am Tische sitzen.

Vor ihnen stand ein blauer Steinkrug und zwei große gerippte Schoppengläser.

Vergnüglicher ist nicht leicht ein Mensch als ein Rheinschiffer am Sonntag Nachmittag daheim. Vielleicht ist der Rheinschiffer von Allen, die auf Strömen und auf dem Meere arbeiten, der Einzige, der Wein trinkt. Ein volles Bild des Behagens war der Steuermann. Da sitzt er in seiner Stube, hat die bequeme Kattunjacke an, wo auf grünem Grund sich rothe Blumen hin und her in einander schlingen, hat die blaugestickten Pantoffeln an, sie sind ein Geschenk von Nannchen. Der Vogel auf dem blühenden Birnbaum, dessen Gesang man durch das offene Fenster herein vernimmt, kann nicht so fröhlich sein als der Mann; denn er kann nur pfeifen und nicht auch Wein trinken, und noch dazu mit einem Andern, mit dem man anstoßen kann. Der Steuermann trank nicht gern allein. Um so willkommener war ihm der Gast, der gut zu sprechen verstand. Der Steuermann antwortete ihm kaum, er pfiff nur unhörbar vor sich hin, wie er das gewohnt ist, wenn er hoch oben auf dem Hinterdeck des Schiffes das Steuerrad dreht.

Ist der Mann, der beim Schwager dasitzt, vielleicht der Preuße? Was ist da lang zu besinnen! Becker trat ein und der junge Mann im schwarzen Tuchrock und weißer Weste, der beim Schwager gesessen hatte und nun aufgestanden war, wurde flammroth im Gesichte. Auch Becker spürte etwas derart, aber er nahm, wie das so seine Gewohnheit war, seine große Nase in die Hand, als wollte er sich selber zurechtführen.

„Grüß Gott, Schwager!“ sagte der Steuermann. „Du wirst wohl den Herrn Becker schon kennen,“ fügte er bei, den jungen Mann vorstellend.

Der Stoßkarrcher Becker blinzelte, während er seine Nase in der Hand hielt, zu dem jungen Manne auf, denn der war gut um einen halben Fuß höher als er, freilich nur, weil er sich so gerade hielt.

Also das ist er? zuckte es ihm durch den Sinn. Er nickte und sagte:

„Ich habe nur im Vorbeigehen mit Deiner Frau ein Paar Worte reden wollen.“

„Sie kommt gleich, setz' Dich.“

„Ich habe Sie auch schon oft gesehen,“ sagte der junge Mann, „erst gestern, als ich auf Posten stand.“

Der Stoßkarrcher fand es sehr bequem, nichts darauf zu ant-

worten, und das sagt auch am meisten, das sagt am besten: wir haben nichts mit einander zu reden. Nur war's ihm höchst unlieb, daß der Schwager Steuermann zu Hause war. Er hatte sich arge Worte, wie Faustschläge, zurechtgelegt und wollte dem Preußen sagen, daß er ihm das Genick breche, wenn er noch ein Wort oder einen Blick zu Nannchen richte.

Jetzt war auf Einmal Alles anders.

„Ich hab' da mit dem Herrn Becker überlegt," sagte der Schwager Steuermann, „und Du kannst dabei am besten helfen."

„Es wird mir eine große Ehre sein, wenn Sie so freundlich wären und es thun möchten," fügte der junge Mann ein.

Er hat eine gute Stimme, aber er spricht so verteufelt preußisch Deutsch, daß der Stoßkarrcher seinen ganzen rechtschaffenen Zorn wiederbekam. „Möchten! Möchten! Wart': ich will Dir möchten." Er schwieg indeß und der Schwager fuhr fort:

„Ja, also die Sache ist die: der Herr Becker hat auf drei Wochen Urlaub genommen und da will er gern auf seinem Handwerk arbeiten."

„Ja," setzte der junge Mann hinzu, „ich muß allerdings wahrheitsgemäß bekennen, daß ich gern Soldat bin, aber noch lieber bin ich in meinem Handwerk. Ich habe allerdings Heimweh nach meiner Mutter und meinen Verwandten, aber noch mehr nach meinem Handwerk, und so will ich nun die Urlaubswochen in meinem Handwerk daheim sein und Hobel und Säge und Meißel in die Hand nehmen."

Ja, Maulwerk haben die Preußen, dachte der Stoßkarrcher, aber er sagte es nicht, sondern brummte nur: „Was geht das Alles mich an? Allerdings! Allerdings! Was für einfältige Worte haben die Preußen," brummte er in sich hinein.

„Ich habe dem Herrn Becker gerathen," fuhr der Schwager wieder fort, „beim alten Knußmann Arbeit zu nehmen, da gibt's schöne Arbeit. Du bist ja ein Schulkamerad vom Knußmann und fährst ihm oft Hölzer zu. Jetzt, da sollst Du den Herrn Becker empfehlen."

„Der Preuße ist noch nicht bei mir empfohlen und ich glaub' nicht, daß er's wird; ich kann nichts weiter geben, was ich nicht hab'! Wo ist Deine Frau?"

„Ich weiß nicht, sie steht wahrscheinlich irgendwo an einem

Gartenzaun und hält eine Schwätzete. Kannst Du mir nicht sagen, was Du hast?"

„Meinetwegen. Ich will dem Preußen nur sagen, daß ich nichts von ihm will, und mein Nannchen will auch nichts von ihm."

„Ich müßte denn doch verlangen, daß mir Nannchen selber das sagt."

„Ich wüßte nicht, daß Er — daß Er —" sagte Becker zum Schwager über die Achsel sprechend — „von irgendwoher ein Recht hätte, irgend etwas zu verlangen. Denn doch! Denn doch," spottete er noch nach.

Glücklicherweise trat in diesem Augenblick die Frau Schwägerin herein und war überaus glücklich, die Drei so gut beisammen sitzen zu sehen.

„Ich geh' schon," erwiderte der Stoßkarrcher, „wir sind fertig. Und Dir hab' ich nur noch sagen wollen, daß Du Dich schämen sollst, so etwas anzubandeln. Weil Dein Mann da ist, sag' ich nicht noch mehr."

„Und das ist schon zuviel!" rief der Schwager. Er stand auf, sein Gesicht wurde roth und die rothen Blumen an seiner Jacke schienen röther zu werden und sich wie im Zorne in einander zu schlingen, als er die Arme in einander legte und fort fuhr: „Ja, schau' mich nur an, ich fürchte mich nicht vor Deinen breiten Händen. Du dauerst mich, daß Du so im Unverstand dastehst. Du fangst's gescheidt an, Dein Kind ungetreu an Dir zu machen! Hast denn Du Deine Eltern vorher gefragt, wie Du mit Deiner Frau angefangen hast?"

„Ich bitt' Euch, schreit nicht so, sprecht leise!" sagte die Frau.

„Jawohl, Alles recht heimlich, recht still!" spottete der Stoßkarrcher.

„Ich bitte um's Wort," bat der Soldat. „Ich bin nicht dazu da, um Uneinigkeit in eine Familie und Schimpfereien über die gute Frau hier zu bringen. Ich verlasse das Haus und komme nie mehr hierher."

„Sie bleiben!" rief der Steuermann, „in meinem Hause bin Ich Herr!"

„So kann ich gehen," erwiderte der Stoßkarrcher mit großer Mäßigung. „Was gesagt ist, ist gesagt. Adjes beisammen."

Er öffnete die Thüre, aber in der Thüre traf er auf Nannchen.

„Was? Du da?“ schrie der Vater. „Hast Du mir nicht versprochen, daß Du ohne mein Wissen nicht mehr mit ihm zusammen kommen willst?“

„Ich thu's ja nicht ohne Euer Wissen,“ erwiderte Nannchen, „Ihr seid ja dabei.“

Alles lachte und auch der Vater mußte lachen, obgleich er lieber geflucht hätte.

Nannchen zog ihn wieder in die Stube und er mußte sich setzen.

Geraume Weile war Alles still. Endlich begann Nannchen.

„Vater, ich weiß, was Ihr gegen Wilhelm habt. Ihr wollt nichts von ihm wissen, weil er ein Preuße ist.“

„Natürlich!“

„Und wenn nun Jemand von Euch nichts wissen will, weil Ihr ein Hessen-Darmstädter seid?“

„Ich bin kein Hessen-Darmstädter, ich bin ein Mainzer.“

„Recht so, aber ein Deutscher dazu! Ich werde Euer Gesicht nie vergessen, wie Ihr damals ausgesehen habt, wie Ihr Anno 48 die große Deutsche Fahne vorgetragen habt.“

„Ja und wer hat die Deutsche Kokarde herunter gerissen und mit Füßen getreten? Das haben die Preußen gethan!“ schrie Becker und schlug mit der Faust auf den Tisch — er war froh, seinen Zorn einmal los werden zu können.

„Ich nicht,“ sagte der junge Mann, „ich war noch nicht dabei und wer weiß, ob's Andre gethan haben.“

„Ja,“ schrie Becker und seine Lippen bebten, „ein Preuße ist's gewesen, der auf der Brücke meinem Sohn, dem Nicola, er war damals ein Schuljunge, die schwarzrothgoldne Mütze vom Kopfe gerissen und in den Rhein geworfen hat! Wär' ich dabei gewesen, der Preuße wäre nachgeschwommen! Und eh' soll man mir den Kopf herunter reißen, eh' ich —“

„Laß gut sein,“ hielt der Steuermann den Schwager an, „es ist seitdem viel Wasser den Rhein hinunter gelaufen. Sind wir nicht Alle miteinander Narren!“ lachte er dann. „Was geht das uns jetzt an? Da steht der Herr Becker und hat seinen bürgerlichen Rock an und morgen zieht er wieder den Soldatenrock an, wie Jeder muß. Du bist Dein Lebtag da am Ufer gewesen, Schwager, und weißt nicht, daß hinter dem Berg auch noch Leute wohnen.“

„Du bist just mein Lehrmeister nicht! Das ist wahrscheinlich die neue Mode, daß der Vater nichts gelten soll bei dem, der um seine Tochter freit!“

„Er gilt soviel, als er werth ist und aus sich macht,“ erwiderte der Schwager. Und der Soldat streckte die Hand aus und rief:

„Ich habe allen Respekt vor Ihnen, Herr Becker Sie sind ein Ehrenmann.“

„Bedank mich schön Herr Allerdings!“

Die beiden Frauen verließen die Stube, aber sie standen draußen wie eine Schutzwache, daß keine Heftigkeit mehr aufkommen konnte. Und kaum war eine halbe Stunde vorüber, als der Schwager sie wieder hereinrief.

Nannchen suchte den Blick des Vaters; er richtete das Auge nicht auf, auch Wilhelm hatte den Blick zu Boden gerichtet. Der Onkel Steuermann war allein guter Dinge und sagte:

„Ja, da haben wir wieder alte Geschichten aufgerührt. Ich werde es auch nie vergessen — ich habe das Schiff gesteuert, das damals die Abgesandten des Deutschen Reichstages von Frankfurt nach Köln brachte, von wo sie dann nach Berlin sind, um dem König von Preußen die Kaiserkrone zu geben. O, was für prächtige Männer waren da beisammen! Wo sind sie jetzt? Größtentheils unter der Erde und über die weite Welt zerstreut. Man meint doch oft, man wär' schon hundert Jahre alt, und wenn ich hundert Jahre alt werde, nie kann ich's vergessen, was für eine Fahrt das damals war, so kommt keine mehr. Hüben und drüben hat Alles gejubelt und man hat gemeint, jetzt ist alles Elend vorbei. Und da sitzen wir nun und zanken uns um des Kaisers Bart und haben nicht einmal einen Kaiser, viel weniger, daß er einen Bart hat.“

Alles lachte und der Steuermann, der sich auf seine Politik was zu Gute that, fuhr fort:

„Was thut's? Es ist anders geworden, als wir's gewollt haben, aber was thut's? Es wird Alles noch gut. Nannchen, sei auch Du ruhig, es wird auch mit Dir noch gut.“

Es schien in der That der Fall zu sein. Es wurde kein lautes Wort mehr gesprochen und der Stoßkarrcher trank von dem vorgesetzten Wein, aber mit dem Preußen stieß er nicht an; er zog sich in den passiven Widerstand zurück, denn er sah wohl, daß er jetzt und

hier nicht durchgreifen kann, es waren zu Viele gegen ihn; er war freilich stärker, als die da Alle mit einander, aber da hilft die Körperstärke nichts. Einstweilen that er also gar nichts, und ließ sich den Wein schmecken.

Der Schwager hatte eine eigene Gondel und er schlug, da noch gute Zeit war, eine Fahrt nach der Rheinau bei Biebrich vor. Der Vorschlag wurde mit Freude angenommen; der Stoßkarrcher zuckte mit den Achseln, aber er ging doch auch mit.

Man stieg ein. Nannchen setzte sich zum Vater, Wilhelm zur Tante ihm gegenüber und der Onkel saß am Steuer. Leicht und behend schwamm die Gondel den Main hinab in den Rhein. Ringsum schwammen Gondeln mit hell gekleideten, fröhlich singenden Menschen und die Sonne schien so klar hernieder, die Wellen im Strome blitzten, die Ufer glänzten und der Stoßkarrcher Becker athmete tief auf und schaute strahlenden Antlitzes drein; es war ihm auf Einmal so frei und leicht zu Muthe, es faßte ihn etwas an, als ob es gar keine Lasten auf Erden zu schleppen und zu tragen gäbe, Alles auf der Welt geht so leicht und schwimmt dahin, wie der Kahn hier auf den Wellen.

„O wie schön ist das, Vater," sagte Nannchen, ihm in's Antlitz schauend.

„Ja," sagte er, „und Du hast nur eine Minute dran denken können, von da fort zu gehen?"

Sie hatte nicht Zeit, etwas darauf zu erwidern, denn Wilhelm stand auf und bat den Steuermann, ihn steuern zu lassen; er zog den Rock aus, that die Mütze ab und sagte, er habe in seiner Heimath auf der Havel auch viel gesteuert und gerudert und er pries die Schönheit seines heimathlichen Flusses mit beredten Worten.

„Pfui!" sagte der Stoßkarrcher vor sich hin und spie in den Rhein. Zu Nannchen gewendet sagte er leise:

„Da siehst Du, wie eingebildet und unverschämt die Preußen sind! Hat der die Keckheit, auf dem Rhein von der Havel zu reden, von seinem Sumpfwasser, mit dem man schreiben kann, wenn man die Feder eintunkt. Da siehst Du, in welch eine Patsche Du kommst, wenn ich Dich nicht herausziehe."

„Ja, Vater," erwiderte Nannchen, „das ist nichts Unrechtes. Jeder lobt sein Land, wo er daheim ist, und findet es schön, wo er jung gewesen ist, und das ist gut."

Der Vater blickte nur mit einer bösen Wendung die Tochter an und schaute dann stumm in das Wasser. Es ist doch arg, wie ihm das Kind alle seine guten Gedanken umstößt, als wenn sie gar nie richtig gestanden hätten.

Er sah auf seine Tochter, aber sie sah ihn nicht, denn ihr Blick haftete an Wilhelm und der Vater selber mußte gestehen, daß das ein schöner Bursch war. Stramm, wie die Preußen sagen, und dazu gewandt und biegsam, die weiße Weste legt sich über einen festen Brustkasten, die Arme treten sehnig aus den aufgestreiften Hemdärmeln hervor, der Hals ist ein wenig lang, aber kräftig im Nacken, die blonden Haare sind dicht, darunter eine schneeweiße Stirne, helle, blaue Augen und wie abgezirkelt sind die rothen Backen gebräunt und der Mund mit dem braunen Schnurrbart hat frische, rothe Lippen, und das Glück, daß diese Lippen Nannchen geküßt haben, schien noch fröhlich auf ihnen zu schweben.

Man landete an der Rheinau. Die Insel lag still und menschenleer; nur ein einzelnes Gehöfte befindet sich darauf und es war Niemand daheim, als ein alter Knecht, der im Stall seinen Mittagsschlaf hielt. Der Onkel hatte aber mehrere Flaschen Wein mitgenommen, und man war bald fröhlich und guter Dinge im Grase sitzend; nur der Stoßkarrcher spottete die ganze Gesellschaft aus, die ihren Wein auf dem Boden sitzend trinkt und damit hinausfährt auf eine Insel, was man doch Alles viel bequemer in einer Wirthsstube haben kann. Am meisten ärgerte ihn dann noch, daß Nannchen und Wilhelm so gut miteinander singen konnten.

Als der Abend hereinbrach, fuhr man wieder heimwärts und jetzt bei der Bergfahrt zeigte Wilhelm, daß er in der That gut rudern kann, und er sah schön aus, wie er so tapfer und wie spielend das Ruder regierte. Der Steuermann nickte ihm fröhlich zu, aber der Vater würdigte ihn kaum eines Blickes.

Man landete, der Vater nahm Nannchen bei der Hand, sagte „Adjes beisammen!" ließ die Anderen stehen und ging mit ihr heimwärts.

Am Abend daheim war der Vater brummig, denn es ärgerte ihn, daß die Sache nicht abgethan, ja vielleicht erst jetzt recht angefangen war. Er wußte nicht mehr, ob man ihn nicht überrumpelt habe: hat er nicht versprochen, mit Meister Knußmann zu sprechen?

Noch am Abend kam ein Brief von Wilhelm, worin dieser an-

kündigte: er danke sehr, daß der Vater sich erboten habe, mit Meister Knußmann zu sprechen, es sei nicht mehr nöthig; er habe durch einen glücklichen Zufall mit dem Ohm dem Meister am Ufer begegnet und er trete sofort morgen früh in Arbeit bei ihm.

„Diese schnabelschnellen Preußen haben Glück," sagte der Vater, als er sich zu Bett legte.

Mehrere Tage war Vater Becker sehr verdrossen und besonders ärgerlich war's, daß er in der Schippe, wo er seinen Zehn-Uhr-Schoppen trank, nicht mehr mit den Anderen auf die Preußen schimpfen konnte; er blieb dabei still, denn er wußte nicht, ob er nicht etwa doch in den sauren Apfel beißen und einen Preußen zum Schwiegersohn nehmen müßte.

Hätte er gewußt, wie viele schöne Stunden Nannchen und Wilhelm mit einander hatten am Feierabend, wie doppelt glücklich sie war, ihn nun in seiner wirklichen Lebensthätigkeit als Tischler zu sehen und wie wohlgemuth sich Wilhelm durch die Arbeit fühlte und wie er das Höchste hatte, was der Mensch sich wünschen kann, Arbeit und Liebe — und er wußte das ganz gut auszulegen — wie gesagt, hätte der Vater das wissen dürfen — er ahnte es vielleicht, wollte es aber nicht wissen — er wäre noch viel ärgerlicher gewesen. Schon fing Becker an, darüber zu grübeln, wie er sich am nächsten Sonntag verhalten solle; er wollte sich nicht mehr zum Spott der Menschen und seiner selbst so im Freien herumführen lassen, wo er eigentlich gar nicht dabei sein will, und doch wußte er nicht, wie er das anstelle.

Da kam am Sonntag früh, als er eben das Haus verlassen wollte, der Soldat Wilhelm Becker schön aufgeputzt, aber jetzt im bunten Rock, daher. Er grüßte soldatisch und sagte:

„Erlauben Sie, daß ich ein wenig mit Ihnen gehe? Ich habe Ihnen etwas zu sagen."

„Ich mache aber große Schritte," erwiderte Becker.

„Das kann ich auch," entgegnete Wilhelm.

Und nun mußte der Stoßkarrcher mit dem Soldaten, der sich sehr manierlich auf die linke Seite hielt, am hellen Tage durch die Stadt gehen. Wilhelm erzählte, daß gestern Marsch-Ordre eingetroffen sei und zwar plötzlich; sein Regiment käme nach Magdeburg und es heiße, daß es Krieg gäbe in Schleswig-Holstein.

Becker sah spöttisch lächelnd auf den Soldaten.

„Die Preußen Krieg führen! Unsinn! Es ist nichts als Maulwerk. Die Preußen schlagen nie los —" Er hielt sich indeß nicht verpflichtet, seine Meinung zu sagen, stumm ging er neben dem Soldaten her und als dieser sagte, er werde sich erlauben, noch bei Nannchen Abschied zu nehmen, nickte er — er kann's nicht wehren, ein Mädchen, das sich nicht selbst hütet, kann kein Vater hüten.

Zum ersten Mal in seinem Leben stolperte heute Becker beim Ausladen und fiel platt auf den Boden.

„Das kommt davon," sagte er, sich Kniee und Ellbogen reibend, „wenn man anderswohin denkt, als wo man ist."

Draußen war indeß Wilhelm bei Nannchen. Sie saßen nicht müßig bei einander, Nannchen raffte dabei die Wäsche von den ausgespannten Leinen zusammen und vor Allem nahm sie die Hemden Wilhelms vor und bügelte sie dann außer der Reihe.

Nannchen nahm die Trennung mit Ruhe auf, nicht so Wilhelm. Sie versprach, zur Abfahrt mit an die Eisenbahn zu kommen; sie wollte dem Vater und aller Welt zeigen, daß sie Wilhelm zugehöre. Dieser mußte jetzt bald wieder fort, konnte aber am Abend noch auf eine Stunde kommen. Der Vater, der Steuermann und die Tante saßen in der Stube beisammen; als es Nacht geworden war, kam Nannchen und führte Wilhelm an der Hand. Sie verlangte, daß man jetzt kurz die Verlobung feiere; aber zum ersten Mal fehlte ihr der Beistand des Oheims, der, bevor noch der Vater sprach, sich dagegen erklärte:

„Wenn Ihr einig seid, ist's nicht nöthig, und wenn doch vielleicht Eines vom Andern läßt, ist es besser, Ihr seid nicht verlobt gewesen."

Dabei blieb's.

Trotz Zuredens der Tante — auch sie schien sie zu verlassen — ließ sich Nannchen nicht abhalten, noch in der Nacht zur Eisenbahn zu gehen. Der Vater sagte, er bliebe zu Hause, er schlich ihr aber doch nach. Abseits bei einem Schuppen steckte Wilhelm seinem Nannchen einen Ring an den Finger, sie küßten einander, und als sie aufschauten, flog oben am Himmel eine Sternschnuppe in weitem Bogen dahin.

Die Regimentsmusik spielte lustig auf, Hurrahrufe erschallten und Nannchen sagte:

„Ich glaub' Dir und Du glaubst mir, daß wir treu zusammenhalten, und jetzt leb' wohl und halt' Dich brav und grüß' mir Deine Mutter und schreib mir."

Die Wagen rollten davon, das Hurrahrufen der Soldaten übertönte das Wagengerassel, und dann war es plötzlich still und man hörte nichts als das Rauschen des Stromes in der Nacht, das man im Lärm des Tages nicht vernimmt. Jetzt erst weinte Nannchen, und sie wußte, daß auch Wilhelm dort im Wagen weine, aber sie wußte auch, daß er sich ebenso schnell wieder faßte, wie sie.

Sie ging heimwärts. Am Gauthor, wo nur der kleine Ausgang geöffnet wurde, begegnete ihr der Vater. Er tröstete sie und behauptete steif und fest, daß es keinen Krieg gäbe, und doch wünschte er eigentlich im Herzen, daß er Unrecht habe, und er war fast bös auf sich, daß er wünschte, der Preuße möge erschossen werden; er hatte sonst nie im Leben einem Menschen etwas Böses gewünscht. „Aber so wird man," sagte er und knöpfte dabei seinen Rock zu, „so wird man, wenn man in unnöthige Dummheiten geräth."

Von Magdeburg aus kam ein Brief Wilhelms, darin es hieß, daß sie einstweilen hier in Garnison lägen, vom Kriege sei es wieder still. Als aber die Blätter von den Bäumen fielen, kam ein Brief, worin es hieß: Morgen marschiren wir! — Nannchen ging arbeitsam umher und unwillkürlich sang sie leise das Lied: **Morgen marschiren wir, ade, ade, ade.**

---

4. Capitel.

Der Winterfeldzug war hart, aber viele warmherzige Briefe gingen hin und her zwischen Altona und Mainz.

Nannchen war voll Kummer über den harten Winter, und in ihren Träumen sah sie oft Wilhelm erfroren im Schnee liegen; immer aber kamen auf's Neue tröstliche Briefe, und sie wollte dem Vater solche zu lesen geben; er aber wollte nichts davon wissen, er war ärgerlich auf die Preußen, die so gut schreiben können.

Vom Tage vor der Erstürmung der Düppeler Schanzen kam ein Brief in das Gartenfeld bei Mainz, und darin hieß es am Schlusse: „Ich gedenke Deines Wortes „halte Dich brav" — darauf kannst Du Dich verlassen. Im Kugelregen werde ich das

Wort immer im Herzen sprechen, und wenn ich falle, so grüß' ich Dich im Tode viel tausendmal und ich will nicht, daß Du Dein Leben dann wegen meiner vergrämen sollest; mache dann einen andern Mann glücklich, aber so glücklich wie mit mir wirst Du doch mit keinem, und wenn ich sterbe, so wirf den Ring, den ich Dir gegeben, in den Rhein, an dem Tag, an dem wir Alle zusammen nach der Rheinau gefahren sind. Jetzt und hier meine ich, es sei ein Traum, daß je so ein Tag über der Welt war, so herrlich und so glückselig. Ich vertraue dem Himmel, daß solch ein Tag wieder und wieder kommt. Und nun leb' wohl und gräme Dich nicht zu sehr, es kann ja, will's Gott, noch Alles gut werden. Manchem Mann geht manche Kugel vorbei, haben wir ja oft gesungen. Leb' tausendmal wohl, und wenn ich sterbe, sag' auch Deinem Vater, er soll mir verzeihen, wenn ich ihn je beleidigt habe. Leb' tausendmal wohl."

Diesmal mußte Vater Becker den Brief auch anhören. Er sagte lange nichts, und als ihn Nannchen mit thränenvollem Auge anstarrte, brummte er endlich:

„Ich hätt's nicht geglaubt, daß ein Preuße so viel Herz hat."

Tage und Nächte vergingen, es kam keine Nachricht. Die Siegesbotschaft war in Aller Munde, aber von Wilhelm war nichts zu erfahren. Nannchen wagte es, auf die Commandantur zu gehen; sie erbebte innerlich, als der Fourier die Liste der Verwundeten und Gefangenen vor sich hin murmelte und dabei manchmal über das Blatt weg auf die Harrende sah. Einer Namens Becker war gefallen, aber er hieß nicht Wilhelm und war nicht von der Havel. Weiter wußte man ihr keinen Bescheid zu geben. Sie schrieb nun an die Mutter Wilhelms nach der Havelstadt, aber auch diese erwiderte, daß sie voll Sorge und ohne Nachricht sei.

Auf dem vom Eis befreiten Rhein ging wieder das erste Dampfschiff. Wenn die Schiffsglocke wieder zum ersten Mal klingt, ist Alles voll Fröhlichkeit; alles Leben ist wieder aufgethaut, die Welt ist wieder offen. Der Frühling war so schön, Alles blühte und die Vögel sangen — nichts konnte Nannchen trösten, und sie war dem Ohm bös, da er behauptete, Wilhelm sei gewiß gefangen, er habe es gescheit gemacht, sich lieber gefangen zu geben, als sich erschießen zu lassen.

„Das thut er nicht," rief Nannchen, „lieber stirbt er."

Endlich am Sonntag nach Ostern kam ein Brief aus Flensburg. Er war von fremder Hand und lautete:

„Liebes Nannchen! Verzeihe, daß ich Dir nicht schreiben kann. Ich habe Dir keine Nachricht geben wollen, bis es so weit vorbei ist."

Nannchen legte es sich wie Spinnweb vor die Augen, als sie das las, aber sie wischte sich mit der Hand über die Augen und las weiter:

„Dir zu lieb habe ich lieber sterben wollen, als ein Krüppel sein. Ich weiß, Du hättest auch nicht von mir gelassen, wenn ich ein Krüppel wäre. Und Gott wird's mir verzeihen, ich habe weniger an meine Mutter als an Dich gedacht. Also die Sache ist so. Ich habe einen Schuß in den rechten Arm bekommen. Und es war so, daß sie mir den Arm haben abnehmen wollen. Ich habe aber fest darauf bestanden: lieber sterben, als ein Krüppel sein. Und heute haben nun die Doctoren gesagt, mein Arm sei gerettet. Ob ich ihn wieder gehörig brauchen kann, das weiß man noch nicht. Liebes Nannchen, betrübe Dich nicht zu sehr, denke daran, daß ich hätte sterben können. Sei auch ohne Sorge, ich werde gut verpflegt. Die Dir diesen Brief schreibt, ist eine Frau von einem Doctor. Sie ist aus Berlin und ist eine Jüdin. Aber im Kriege sind alle Menschen gleich, sie sollten es auch im Frieden sein. Sie sieht ganz aus, wie Deine gute Freundin, die Fränz von der Gaugasse; sie hat auch kurze schwarze Locken und auch so ein gutes Herz. Und sie nimmt mir's ab, wenn ich von Dir erzähle. Sie kann aber nicht lange bei mir bleiben. Also in acht Tagen, sagen die Doctoren, kann ich von hier fortgebracht werden. Ich habe gebeten, daß man mich zu meiner Mutter bringt. Schreib' mir gleich hierher und heute über acht Tage an meine Mutter. Ich hoffe, daß Du keinen Krüppel zum Manne haben sollst. Aber es kann sein, daß ich nicht mehr auf meinem Handwerk arbeiten kann. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Sag' Du mir, was Du dazu denkst und auch Dein Vater."

Als Nannchen diesen Brief gelesen hatte, saß sie nicht still, sie ging schnell in den Garten an die Arbeit; aber kaum war sie wieder in's Haus zurückgekehrt, als sie den Brief wieder und wieder las. Es kam ihr Alles wie ein Traum vor. Und doch mußte sie sich endlich drein finden, daß es Wahrheit sei.

Als am Abend der Vater kam und Nannchen ihm den Brief vorgelesen, sagte er wiederum lange nichts, bis er sich endlich zu den

Worten verstand: „Der Preuße versorgt seine Invaliden gut. Jetzt kann der Wilhelm Amtsdiener oder Chausseegeldeinnehmer in der Wasserpolackei werden, wo die Menschen zehn Monate des Jahres in Schafpelzen herumlaufen. Hast Du auch Lust dazu, Frau Amtsdienerin oder Chausseegeldeinnehmerin zu werden, wo man das ganze Jahr nichts hört als das Pfeifen des Windes und nichts sieht als einmal ein Fuhrwerk mit einem ausgehungerten Rößlein? Daß es Wein auf der Welt gibt, das ist da hinten in der Polackei ein Aberglaube."

Nannchen betrachtete staunend den Vater, wie er so hartherzig sein kann. Sie ging aber, bevor die Festung geschlossen wurde, zur Tante nach Kostheim, übernachtete bei ihr und weinte sich aus.

---

5. Capitel.

Es vergingen stille Tage, und Nannchen sprach kein Wort mehr von Wilhelm. Der Vater sah sie manchmal staunend an und freute und ärgerte sich über ihre Verschlossenheit. Aber sein Hauptgedanke war doch: Es ist doch ein Kernmädel, sie läßt sich in Nichts helfen. Aber er sollte auch erfahren, daß sie sich in Nichts widerstreiten läßt. Denn eines Tages, als ein Brief aus der Havelstadt gekommen war, worin es hieß, daß Wilhelm sich bei seiner Mutter befand, sagte Nannchen:

„Vater, ich habe Alles eingerichtet, das Geschäft kann fortgehen ohne mich; morgen reise ich zu Wilhelm."

„So, Du reisest zu ihm und fragst mich gar nicht?"

„Lieber Vater, was soll ich fragen, wo ich mir doch nicht abrathen lasse?"

„Sag' nicht: lieber Vater! Wenn man das sagt, braucht man nicht mit lieber Vater anfangen. Hast Du mich verstanden? Was ist denn jetzt Dein Schneppepperles-Mäulchen so still? Ist denn das, was ich gesagt habe, so einfältig? So red' doch. Was weinst Du? Weinen ist keine Antwort."

„Vater, ich möcht' nicht im Streite von Euch gehen," brachte endlich Nannchen hervor.

„Und ich leid's nicht, daß Du so mir nichts dir nichts von mir gehst."

„Dann muß ich's heimlich thun."

„Heimlich?"

Er stand auf und stemmte beide Hände in die Seiten. Es kämpfte seltsam in seinem Gesichte, und endlich sagte er: „Du gehst nicht heimlich und gehst nicht allein! Du gehst mit mir, ich geh' mit Dir. So lange meine Augen offen stehen, will ich sehen, wo Du hingehst und wo Du bist und wo Du bleibst. Sei ruhig. Laß meine Hand. Was brauchst Du meine Hand zu küssen? Das ist dummes Zeug. Ich bin Dein Vater, ich geh' mit Dir. Aber red' nichts vorher davon; laß die Leute schwätzen, wenn wir fort sind. Pack' Du mir still ein, was ich brauch', morgen früh mit dem ersten Schiff gehen wir den Rhein hinab. Ich will doch auch einmal sehen, wie dort um die Ecke herum bei Bingen der Rhein aussieht. — So, jetzt ist's gut, jetzt hast Du wieder Dein gutes Gesicht. So war's bei Deiner Mutter auch. Ich hab' sie nur zweimal weinen sehen, und nachher war's so schön, wie nach einem Gewitter. So, jetzt ist aber genug geschwätzt, und wir haben ja unterwegs noch Zeit zu Allem."

Nannchen ordnete Alles bedachtsam in Haus und Garten. Und einmal erschrak sie vor sich selber, als sie merkte, daß sie sang. Sie singt, während Wilhelm so schwer darniederliegt! Aber sie hatte ein Gefühl der Zuversicht, daß nun Alles gut werde, es kann nicht anders sein, und das Glück, daß sie mit ihrem Vater so wunderbar wieder eins und einig geworden, strahlte von ihrem Antlitze, so daß die Tante von Kostheim, die sie zu trösten gekommen war, sie staunend betrachtete. Sie wollte kaum glauben, daß der Stoßkarrcher so gut sein könne; aber sie war auch klug und sagte sofort, die Rheinreise solle wenig kosten, sie gebe dem Schwager die Freikarte ihres Mannes, der als Steuermann gar nichts für die Fahrt auf dem Schiffe zu zahlen habe.

Am frühen Morgen waren Vater und Tochter draußen am Rhein und schauten über den Strom und in die helle Landschaft. Der Vater bekam leicht Urlaub; denn er hatte ihn eigentlich noch nie in Anspruch genommen. Es waren viele Kameraden da und Becker nahm nur eine Fahrkarte bis Bingen; das war doppelt gut. Denn erstens merkten die Kameraden nicht, wohin es geht, und dann — er erklärte das Nannchen auf dem Schiff — wollte er in

Bingen, wo man ihn nicht kennt, die Weiterfahrt unter dem Namen des Schwagers Steuermann machen.

„Ja Vater, könnt Ihr denn das, unter fremdem Namen reisen, und die Menschen —“

„Sag' das Wort nicht, Du hast recht, ich hab' mir auch nur eingeredet, daß ich's könnte, es ist wahr. Mag's jetzt kosten, was es will, ich bezahl' meine Personenfracht. Und die wird nicht nach dem Gewicht gerechnet,“ setzte er lächelnd hinzu. „So, jetzt ist's gut. Steck' Du die Karte vom Ohm Steuermann zu Dir, damit ich sie nicht verliere.“

Und weiter ging's den Rhein hinab.

Bis nach Bingen stand Becker oben beim Steuermann und half ihm das Rad drehen. Er ist froh, daß er was thun kann.

Nannchen saß still auf der Vorkajüte. Sie las aber und abermals den Brief, dann wischte sie sich mit dem unentfalteten weißen Tuch scharf über das ganze Gesicht, als müßte sie alle Trauer daraus weg wischen, und schaute frei um. „Wie ist die Welt so schön und weit, und da droben liegt ein guter Mensch in einer stillen Kammer und hat Schmerzen ohne Ende. Aber jetzt muß er auch schon Alles leicht verwinden. Denn heute, jetzt um diese Zeit — Nannchen hat genau auf der Post nachgefragt — erhält er den Brief mit der Nachricht, daß sie kommt. O wie schön ist es doch, daß man einander schreiben kann.“

Von Bingen an setzte sich der Vater zu seiner Tochter und sagte:

„Willst Du nicht auch ein gut Glas Wein trinken? Der Capitän hat einen guten Tropfen. Er hat mich nur die Hälfte des Fahrgeldes zahlen lassen, und ich bin dabei ein ehrlicher Mann geblieben. Jetzt bin ich einmal auch ein Engländer und sehe mir unsern Rhein an.“

Der Vater war überaus lustig und ließ sich von einem jungen Mann, der ein rothes Buch aufgeschlagen in der Hand hatte, die Städte und Burgen hüben und drüben benamsen. Nannchen war ganz glücklich, daß der Vater so munter war. Und der Tag war so schön, kein Wölkchen stand am Himmel und der Vater rief einmal: „Riechst du nicht auch was? Ich mein', ich rieche die Weinberge, die jetzt in Blüthe stehen. Jetzt gerade vor dreißig Jahren hat's auch einen Prachtwein gegeben, damals haben wir geheirathet.“

Es lag ein feuchter Glanz in seinem Auge und er blinzelte mit den Wimpern. Denn der starke derbe Mann dachte innig an die verstorbene Frau.

Als das Schiff bei Neuwied anlegte, sagte Nannchen: „Da im Thal wohnt der Vetter Wilhelms.“ Sonst sprach sie nicht von ihm; sie wollte dem Vater, der überaus heiter war, die Stimmung nicht stören.

So lustig er auf dem Rhein gewesen war, so unlustig und ärgerlich war er während der Eisenbahnfahrt.

„Da hast Du es,“ sagte er zu Nannchen. „Da siehst Du, wo wir hinkommen. Und in solch einem Land willst Du bleiben?“

„Ja, was ist denn, Vater?“

„Du kannst ja lesen. Lies doch.“

Nannchen las auf dem Bahnhofe die Aufschrift: „Vor Taschendieben wird gewarnt!“ und sie lachte.

„Da lachst Du?“ rief der Vater, „und ich komme mir vor, wie wenn immer fremde Hände in meinen Taschen wären, und wie wenn sie mir das Herz aus dem Leibe stehlen wollten. Dunnerkeil! — das war sein Lieblingsausruf — wo sind wir hingerathen!“

Er knöpfte seinen Rock fest zu, aber ihn wieder aufreißend, rief er: „Sie haben mir schon Alles genommen, meine Brieftasche mit dem Geld ist fort!“

„Vater, was seid Ihr so aus dem Häuschen? Ihr habt sie ja mir gegeben.“

„So? ja. Du hast sie doch noch? Aber guck', ich bin Dir ganz verwirrt. Da laufen die Menschen herum, und Jeder kann ein Taschendieb sein.“

„Das kann daheim auch sein.“

Der Vater war eine Zeit lang still, dann aber schimpfte er wieder beständig auf die Preußen, die immer so eilig thun, als ob in der nächsten Minute die Welt unterginge. Nannchen hörte ihn geduldig an und bat nur, nicht so laut zu sprechen. Ein Mann aber, der im Wagen saß, hatte doch gehört, was der Rheinländer vorgebracht hatte. Der sagte ihm: „Ihr Rheinländer kommt uns fahrig vor, wie wir Euch als zu herb und streng erscheinen. Wenn wir Euch so am Rhein da draußen stehen sehen mit den Händen in den Hosentaschen, so meinen wir, in diesem etwas französisch ange-

hauchten, leichtlebigen Wesen wäre keine rechte Arbeitslust, und doch seid Ihr in Eurer Art auch fleißig."

„Dank' schön," erwiderte Becker.

„Ja, Sie kommen zum ersten Mal nach Norddeutschland, und ich sehe es wieder, wir Norddeutsche haben nur einen einzigen Freund."

„So? Und wer ist das?"

„Unsere Arbeit. Die ist unser einziger Freund. Geben Sie Acht, und Sie werden sehen, wie Alles emsig ist. Man hat nicht Zeit und nicht Lust zu gutmüthigen Lässigkeiten. Wir sind hart gegen Andere, aber auch hart gegen uns."

Der Mann stieg unterwegs aus, aber das Wort, das er gesagt hatte, blieb bei dem Rheinländer im Wagen. Die Norddeutschen haben keinen andern Freund als ihre Arbeit! Da ist doch was drin!

Als der Vater darüber loszog, daß man nirgends mehr einen guten Tropfen Wein bekäme — sie hätten nichts als Schnaps und fabricirten Wein, den sie spanischen nennen, und der französische Rothwein sei eigentlich Medicin und gar kein Wein; ließen Einem kaum Zeit, das gebrannte Zeug zu trinken — nahm Nannchen eine große Flasche aus ihrem Handkorb und ein Glas dazu.

„Der ist noch von Daheim," sagte der Vater. „Und Du hast doch viel von Deiner Mutter. Ich weiß nicht, mir ist's, wie wenn ich jetzt den weiten Weg zu ihr reiste in die andere Welt."

Zum ersten Male erzählte er nun der Tochter, wie er die Mutter kennen gelernt. Sie war mit dem Marktschiff angekommen, das damals noch den Main herunterkam. Er trug ihr ihre Kiste, und unterwegs sprachen sie gut mit einander. Und als sie ihm den Trägerlohn geben wollte, weigerte er die Annahme und sagte: „Nun bist Du mir was schuldig, bist Du mir gern was schuldig?" Sie nickte.

Als sich Beide was erspart hatten, kauften sie das Häuschen im Gartenfeld. Es steht freilich nur auf Zeit da; denn wenn Krieg kommt, müssen diese Häuser abgebrochen werden.

„Aber es ist ja Alles in der Welt nur auf Zeit da," schloß der Vater, und war dann lange still.

Vater und Tochter, die immer so gut mit einander gelebt hat-

ten, meinten, daß sie erst jetzt auf dieser Reise einander recht im Herzen hegten.

Der Vater sprach das einmal aus, indem er sagte: „Es ist doppelt hart, daß wir gerade jetzt, wo wir einander so haben, von einander lassen sollen. Säg', bin ich ein hartherziger Vater?"

„Nein, gewiß nicht."

„So versprich mir, wenn er ein Krüppel bleibt, daß Du von ihm lässest."

„Vater, das kann ich nicht versprechen."

Von da an war der Vater wiederum still.

Als sie nicht weit von der Havelstadt waren, sagte der Vater, sich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirn wischend: „Als was kommen wir denn eigentlich da her?"

„Vater, ich versteh' Euch nicht."

„Die verdammten preußischen Eisenbahnen machen einen Lärm, daß man sein eigen Wort nicht hört. Nannchen, jetzt was sagen wir denn, warum wir da sind?"

„Um den Wilhelm zu besuchen."

„Und als was?"

„Ich bin seine Braut."

„Und was bin denn ich?"

„Sein Schwiegervater."

„Also Du bleibst fest, auch wenn er ein Krüppel ist und den einzigen Preußenfreund nicht mehr hat? Du hast ja gehört, sie haben keinen andern Freund als die Arbeit."

„Dann hat er mich, und wir wollen schon was umtreiben. Wenn's nicht anders ist, pachten wir ein Wirthshaus."

Als sie der weiten breiten Havel ansichtig wurden, rief Nannchen: „Vater, seht die vielen schönen weißen Schwäne!" Der Vater nickte und Nannchen fuhr fort: „Sie sind gar nicht schwarz."

„Warum sollten sie denn schwarz sein?"

„Weil ja die Havel so schwarz ist, daß man die Feder eintunken und damit schreiben kann."

„Du machst Dich lustig," sagte der Vater. Er wollte sagen, Du machst Dich über Deinen Vater lustig, aber er freute sich eigentlich, daß sein Kind so gut aufgelegt sei, und er neckte sie, indem er sagte: „Die Preußen machen das Alles aus Blech, das sind blecherne Schwäne."

Sie trafen Wilhelm schon im Stuhle sitzend an. Er rief: „Ich kann Dich nur mit einem Arm um den Hals nehmen, aber warte nur, der andere kommt schon wieder."

Der Vater freute sich doch über das stattliche Haus und über die gute Art der Leute und besonders über die Mutter. Ein Hauptspaß war es, als sie ihm Bierkaltschale auftischte. Einen ganzen Tag hatte er seine Lust daran, über die Ungeheuerlichkeit, daß man Biersuppe esse, zu spotten; aber er sah doch, daß es den Leuten wohlschmeckte, und es war ihm nur lieb, daß sie ihn nicht durch Zureden zwangen, das auch zu genießen. Ueberhaupt fand er, daß die Leute hier zu Lande Einem gar nicht so zum Essen und Trinken zureden. Sie stellen's hin, sagen ein kurzes Wort oder auch gar nichts; und wenn man's nicht genießt, ist's ihnen auch recht. Sie machen da nicht viel Worte: „Versuchen Sie's ein Mal! Sie werden sehen, es wird Ihnen schmecken," und wie die Zuthulichkeiten heißen.

Eines Morgens sagte der Vater zu seiner Tochter: „Da, jetzt hab' ich's heraus, Du kannst nicht hier bleiben; hier gedeiht kein Rebstock."

„Ich bin kein Rebstock."

„Du weißt schon, was ich meine. Aber gieb Acht, die beiden besten Dinge auf der Welt haben sie hier nicht und kennen sie nicht. Weißt Du, was ich meine?"

„Nein."

„So gieb Acht! Sie haben keinen Wein und können nicht lachen."

„Es freut mich, Vater, daß Ihr so lustig seid."

„Lustig? Ich bin gar nicht lustig."

Das war volle Wahrheit. Denn er ging im Städtchen und am Ufer der Havel umher, wie wenn ihm jeder Mensch danken müßte, daß er vom schönen Rhein dahergekommen sei; aber es dankte ihm kein Mensch, im Gegentheil, er wurde gar nicht beachtet.

Als er längere Zeit dabei stand und zuschaute, wie ein größerer Kahn, eine sogenannte Schute, am Ufer gezimmert wurde, und er seine Bemerkungen machte, wie man das am Rheine ganz anders herrichte, sahen die Schiffszimmerer kaum auf den Mann und

arbeiteten weiter; er glaubte sogar, daß sie höhnisch über ihn sprachen.

Wenn er dann nicht umhin konnte, Nannchen zu klagen, daß die Menschen hier gar unzutraulich seien, stutzte er, wie Nannchen ihm darlegte, daß er jetzt selber sehe, wie es Einem zu Muthe sein müsse, wenn man als Fremder betrachtet werde. Er habe daheim es den Preußen ja auch nicht anders gemacht.

Wilhelm war in den wenigen Tagen der Anwesenheit Nannchens wunderbar schnell in der Genesung vorgeschritten.

Der Vater sah, daß da nichts mehr zu ändern war, und er ging nun mit der Sprache heraus: Er habe nichts mehr gegen die Sache, aber Wilhelm solle zu ihm nach Mainz ziehen. Die Mutter aber erklärte, daß Wilhelm ihr einziges Kind sei, und sie könne ihn nicht auswandern lassen.

„Wenn er aber im Kriege gefallen wäre?" entgegnete der Vater, „dann hätten Sie ihn doch auch lassen müssen."

„Das ist was Anderes, da kann man nichts für und wider. Der König hat ihn verlangt und unser Herrgott hat über ihn verfügt, das ist ganz anders."

Der Vater sah die Frau verwundert an. Sie bittet ihn gar nicht, sie redet so feldwebelmäßig mit ihm. Auch in den Weibsleuten hier oben steckt was vom Soldaten.

Aergerlich ging er hinaus an das Werft, wo heute der Kahn vom Stapel gelassen werde sollte.

Wunderlich! Hier ist gar keine Lustbarkeit bei solcher Sache; sie vollführen Alles so still und trocken.

Der Stoßkarrcher trat näher.

„Gehen Sie hier weg, Männeken, Sie gehören nicht hierher," sagte ihm einer der Arbeiter.

Der Stoßkarrcher sah ihn groß an. Soll er den Menschen in Grundsboden hineinschlagen? Aber das wollte er seiner Tochter nicht anthun. Er that nur, als ob er's nicht verstanden habe, und blieb ruhig stehen. Der Mann geht auf die andere Seite. Jetzt kommt ein Bursch, der eine Stütze anhakt.

Becker findet, daß der Mann zu nahe kommt und schreit mit mächtiger Stimme: „Geh' davon, Du! Dunnerkeil!"

Der Mann wendet sich auf den Schrei des gewaltigen Rufers,

und im selben Augenblick bricht die Stütze, er liegt unter dem Kahn.

Ein Schreien durchdringt die Luft. Aber Becker ist schnell bei der Hand, hebt den Kahn mit übermächtiger Kraft in die Höhe, und der Eingeklemmte steht auf. Becker hält noch den Kahn eine Minute frei auf der Schulter und schaut sich um; dann giebt er dem Kahn einen Stoß, daß er in's Wasser rollt, das spritzend aufschäumt. Der Rock ist Becker von oben bis unten in Stücke gerissen. Da steht er nun verschnaufend und schaut sich um. Jetzt kommt der Mann, der ihn vorhin weggewiesen, auf ihn zu und sagt: „Männeken, was haben Sie hier zu thun? Sie gehören nicht hierher."

„Männeken! Dunnerkeil, ist das mein Dank?"

Er wettert und flucht und schimpft auf die Preußen, was er nur auf der Seele hat. Da kommt der Hafenmeister, legt ihm die Hand auf die Schulter und sagt: „Seien Sie ruhig, Herr Becker, ich kenne Sie noch von Mainz her, wo ich als Feldwebel in Garnison war. Es ist richtig, Sie haben den Mann angerufen, und vor Schreck ist er unter den Kahn gekommen. Aber Sie haben sich auch wieder tapfer gehalten, aller Ehre werth. Sie haben eine Kraft bewiesen, wie sie nicht leicht zu finden ist. Kommen Sie mit in mein Büreau. Ich schicke in's Haus Ihres Schwiegersohns und lasse Ihnen einen andern Rock holen."

Als der Stoßkarrcher im Büreau saß, kam der Mann, den er gerettet hatte, und dankte ihm. Er sagte, zum Hafenmeister gewendet: „Ich glaube, der Herr verdient die Rettungsmedaille."

Der Stoßkarrcher wußte nicht, war das Spott oder Ernst. Aber der Hafenmeister fuhr fort: „Allerdings. Und wenn Herr Becker es wünscht, so mache ich darüber Bericht an die Regierung."

„Ist schon gut, brauch weiter nichts."

Und als der Stoßkarrcher in seinem andern Rock in das Städtchen ging, war er ein anderer Mensch, und alle Menschen waren anders. Die Leute nickten ihm zu. Und im Hause seines Schwiegersohnes, wohin die Nachricht bereits gedrungen war, wurde er mit Jubel bewillkommt.

Der Hafenmeister kam und mit ihm noch mehrere Männer; sie luden Becker und die ganze Familie ein, da noch heller Mittag war, die erste Lustfahrt in dem neuen Kahn nach der Insel Werder zu machen. Der Arzt des Städtchens kam auch hinzu und gestattete

Wilhelm bei der Fahrt zu sein. Und Nannchen rief: „Vater, seht, heut' trägt Wilhelm zum ersten Mal sein Ehrenzeichen auf der Brust in die freie Luft hinaus." Der Vater nickte zufrieden. Man ging wie im Triumphe nach dem Werft. Die schwarzweiße Fahne war auf dem neuen Schiff aufgezogen, und die Gesellschaft fuhr fröhlich von dannen.

„Das Wasser ist schön blau," sagte Becker, mit der Hand hineinlangend, „ich hab' mir's gar nicht so gedacht."

Nannchen und Wilhelm nickten einander zu. Und jetzt wurde auch gesungen, aber eigentlich nur Soldatenlieder, denn andere kannte die Mannschaft nicht; aber Wilhelm und Nannchen sangen mit. Auf der Insel und in der Stadt staunte Becker nicht wenig, hier so fruchtbares Land zu finden, so fetten Boden, und der Hafenmeister erklärte ihm, wie das ringsum wohl ehedem nichts als See und Sumpf gewesen, und daß auch vor Zeiten viele Holländer hier eingewandert seien, und wie man noch heute mit Fleiß und Zähigkeit Alles bebaue.

Becker mußte gestehen, daß selbst am Rhein nicht schönere und reicher tragende Obstbäume seien als hier. „Und du bist auch da?" sagte er zum Weinstock.

Man saß fröhlich beisammen. Es wurde vom heimischen Biere getrunken und Becker zu liebe, da ihm das gute Gebräu nicht recht munden wollte, schließlich noch Wein. Und Becker bekam nochmals ein gutes Wort, das zu dem auf der Eisenbahn sich paßte. Denn der Hafenmeister sagte:

„Merken Sie sich's, Herr Becker; es ist auch ein Gleichniß. Bei Euch am Rhein wird der Wein aus offenen Fässern, bei uns nur aus verkorkten und versiegelten Flaschen getrunken. Aber der Wein ist derselbe. Und das Menschenherz, das er erfreut, ist auch dasselbe."

Becker stieß fröhlich mit dem Manne an. — — — — —

Daheim erzählte Becker, daß doch da droben im Preußenland ganz ordentliche Menschen seien. „Und auf der Havel gehen auch gute, rechte Schiffe. Aber freilich, so lustig wie am Rhein ist es doch nicht."

Die Reben, die schön abgeblüht hatten, gaben im Herbste wieder einen guten Wein. In Kostheim bei der Tante wurde die Hochzeit gefeiert, die Fränz von der Gaugasse war Brautjungfer.

Kurz vor der Abreise des jungen Paares erlebte der Vater nochmals einen Aerger, der sich indeß schnell wieder in das Gegentheil verwandelte.

„Wilhelm," sagte er zu seinem Schwiegersohn, „Eins ist doch wenigstens gut, Du brauchst nun nicht mehr Soldat zu sein."

„Ich bin Gottlob nicht invalid," entgegnete Wilhelm, „ich stehe noch bei der Landwehr. Und das soll so sein."

Wie gesagt, das verdroß anfangs den Vater, dann aber sagte er wie umgedreht zum Schwager Steuermann: „Es ist doch eine hartkernige und gute feste Art in den Preußen."

* * *

So ist diese Geschichte geschehen und aufgeschrieben vor zehn Jahren. Man könnte auch sagen, vor hundert Jahren; denn haben wir seit 1864 nicht ein Jahrhundert erlebt?

Der Vetter aus Geldern.

Von

J. J. Cremer.

1. Eine vornehme Familie auf Reisen.

Wir haben das Vergnügen, dem geneigten Leser Herrn und Frau von Middelnesse vorzustellen.

Wie man sieht, ist Herr von Middelnesse ein zierlicher, kleiner und etwas magerer Mann mit sehr distinguirten Manieren. Seine Haare und der kleine Backenbart sind sehr anmuthig gelockt und seine Hände können aristokratisch weiß genannt werden. Auf der Straße trägt Herr von Middelnesse stets farbige Glacehandschuhe. Er hat eine wirklich glänzende Stellung im Finanzministerium. Zudem besitzt er noch ein kleines Privatvermögen, speculirt gelegentlich ein wenig in Börsenpapieren — enfin.... Und von Seiten der gnädigen Frau — enfin, enfin!....

Nicht wahr, es lebt sich reizend im Haag? Vor allem in der Nähe des Wäldchens! Im Sommer ist das höchst angenehm; aber auch ein Garten ist dabei — mit einem Wort: allerliebst!

Frau von Middelnesse, geborne Silver, ist wirklich ein sehr anmuthiges Frauchen. Obgleich ein bischen kleiner als ihr Herr Gemahl, ist ihre äußere Erscheinung doch bedeutender. In ihrem Kreise — sehr distinguirt, wenn auch in der Residenz vielleicht vom vierten Rang — heißt sie eine schöne Frau, und vor allem, ja vor allem, wenn man berücksichtigt, daß sie Herrn von Middelnesse während ihrer zwölfjährigen Ehe sechs Middelneßchen geschenkt hat. Allerliebste Kinder: drei Jüngelchen und drei Mädchen.

Wie man sieht, sind Herr und Frau von Middelnesse reisefertig. Zum ersten Male seit ihrer Verheirathung ist die gnädige Frau — wie man's im gewöhnlichen Leben nennt — „ohne kleine Kinder.“ Das jüngste ist beinahe zwei Jahre alt, und ohne Be-

denken hat sie daher dem Wunsche ihres theuern Gatten Gehör geben können: einmal mit ihm eine kleine Reise nach Cleve, Cöln, zum Drachenfels und dann durch Gelderland nach Hause zurück zu machen.

Wir können versichern, daß für die Kinder herrlich gesorgt ist. Die drei jüngsten gehen zu Großmama von Middelnesse auf der Prinzengracht, und die drei ältesten bleiben mit der sehr vertrauenswürdigen Gouvernante-Bonne nebst einem ausgezeichneten Domestikenpersonal in der elterlichen Wohnung „am Wäldchen".

Die Thür des Wagens wird von dem Diener behutsam zugemacht. Zwei der Kinder weinen — weil sie nicht mit dürfen; die gnädige Frau weint ebenfalls — weil sie fort gewollt hat, und blickt noch einige Male durch das Hinterfensterchen, ohne jedoch von ihren lieben Kleinen etwas sehen zu können.

Der Diener kehrt mit den Mägden in die Küche zurück, kneift die dicke Lotte, die „laß los!" ruft, in den Arm, drückt Linchen, dem feinen Püppchen, die „pfui!" sagt, einen Kuß in den Nacken, springt auf eine Bank und ruft: „Jetzt ist die Bahn frei! Lotte, heute Abend Pfannkuchen!" — Und Lotte erwidert: „Nur still, nur still; ihr sollt's gut bei mir haben!" Darauf bekommt Linchen wieder einen Kuß, so daß sie: „Pack dich, abscheulicher Mensch!" ausruft.

„Herrje, wie geht das hier zu!" wird der Leser sagen.

Aber nein, wir können das Ehepärchen nur getrost reisen lassen; es wird in der Küche nichts weiter gesagt, als was der Herr und die gnädige Frau so oft gesagt haben: „Man will doch auch einmal frei sein!"

Herr und Frau von Middelnesse haben wirklich hohen Genuß, nun sie einmal auf der Reise sind; denn seht, sie sind so empfänglich für Naturschönheiten!.... Und man ist so ungezwungen auf der Reise! Für die Kinder ist ja ganz vorzüglich gesorgt, und am folgenden Tage erhalten sie poste restante Nachricht, daß Alles in Ordnung sei — Cleve — Cöln — o allerliebst!....

Es ist nicht unsere Absicht, das Ehepaar auf seinem „Zuge durch Deutschland" — wie Herr von Middelnesse sich ausdrückt — zu begleiten. Wir wollen nur noch erwähnen, daß er während des Besteigens des Drachenfelsen mit einem Lächeln erklärte, man werde

auf der Reise vollständig sans gêne, denn seht, er sitzt wirklich ohne Handschuhe auf dem Esel.

* * *

Das Dampfschiff, welches das Ehepaar auf niederländischen Boden zurückführt, nähert sich der Hauptstadt von Gelderland.

Herr und Frau von Middelnesse sitzen oben auf dem Verdeck unter dem Zelt und trinken um sieben Uhr statt Thee eine Tasse Kaffee — ganz nach deutscher Weise!

„Wo liegt dieses B. denn eigentlich....?" fragt Herr von Middelnesse mit einem Gesichtsausdrucke, als stelle er sich die Karte des Königreichs der Niederlande in ihrer ganzen Größe im Geiste vor.

„B., nun, auf dem Wege nach Nymwegen, in der Betüwe,"*) antwortet die gnädige Frau; „so ein wenig abseits, wir können dann einen Wagen nehmen, weißt du.... Ach, du würdest ihnen eine solche Freude machen! Papa pflegte seinerzeit so große Stücke auf ihn zu halten!.... Ich erinnere mich noch, er war damals ein junger Mensch von beiläufig zwanzig Jahren, und Papa nannte ihn immer Cousin."

„Aber.... es besteht doch keine Blutsverwandtschaft zwischen euch?" fragt Herr von Middelnesse.

„Das heißt — nein — oder eigentlich ja," antwortet die Gattin. „Noch ein klein wenig: sein Vater war ein Halbbruder von Mama."

„Hm, so, also doch ein Halbbruder.... Nicht wahr, ein Colonialwaarengeschäft, sagtest du?"

„Ja, aber ganz im Großen, und dabei Land und Vieh.... und Butter- und Käsehandel. Mama bekam stets ihre Butter vom Vetter.... auch später noch, als Papa bereits nach Utrecht berufen war."

---

*) Die Betuwe (bat ouwe, gute Au; davon Batauer, Bataver) ist die fruchtbare Niederung im Süden der Provinz Gelderland, zwischen Rhein und Waal; im Gegensatze dazu Veluwe (vale ouwe, fahle, schlechte Au), der nördliche sandige Theil Gelderlands.

„Nun, was mich betrifft, mir kann's gleich sein," fährt der Gatte fort. Doch setzt er, nachdem er seinen Kaffee geschlürft hat, hinzu: „Aber daß dieser Vetter Jansen auch Colonialwaarenhändler ist, hattest du mir doch nie gesagt."

Die gnädige Frau wird ein wenig roth und antwortet:

„Besonders freilich nicht.... aber, Schätzchen, seine Hasen und Feldhühner haben dir doch immer ausgezeichnet geschmeckt.... Er ist wirklich ein guter Mensch! Und B., siehst du — ich bin dort geboren, es war Papa's erste Gemeinde und — ich habe noch eine gewisse Anhänglichkeit für den Ort bewahrt."

Unter dem Zelte des Dampfbootes wurde die Sache weiter besprochen. Nachdem man die „schönen Partien" in Arnheims Umgegend besichtigt, wollte man dem Vetter Jansen in B. wirklich einen Besuch machen. Herr von Middelnesse schrieb folgendes Briefchen, das bei der Ankunft zu Arnheim sofort auf die Post gegeben werden sollte:

„Sehr geehrter Herr und Vetter!

Da wir uns nach einer kleinen Reise in Deutschland noch einige Tage in dieser Gegend aufzuhalten gedenken, so wünschen wir Ihnen und Ihrer geehrten Familie einen Besuch zu machen. Wenn es Ihnen convenirt, wollten wir unsern Plan gern künftigen Donnerstag ausführen. Indeß dürfen Sie dadurch nicht im Mindesten derangirt werden; Alles sans gêne.

In der Hoffnung, Ihnen nicht lästig zu fallen, bin ich mit der größten Hochachtung und freundlichstem Gruße, sehr geehrter Herr Vetter,

Ihr ergebenster Diener und Vetter

Arnheim, Hôtel Le Soleil,

Montag C. von Middelnesse."

Als das Pärchen am folgenden Tage von einer Spazierfahrt in den Gasthof zurückkehrte, wurde ihnen von dem Kellner mit ihrem Zimmerschlüssel ein frankirter Brief eingehändigt. Derselbe lautete:

„Geehrter Herr Vetter!

Es wird sowohl für mich, wie für meine liebe Frau eine große Ehre sein, die Familie einmal hier bei uns in B. zu sehen. Es trifft sich ganz ausgezeichnet für Donnerstag, denn des Freitags gehe ich regelmäßig nach Arnheim auf den Markt, und Anne-Lise sagt auch, daß es ihr gut zu paß komme, weil wir gerade einen großen Schinken

auf der Schüssel haben und von Complimenten sind wir nicht zu Hause, wissen Sie.

Mit freundlichen Empfehlungen, auch von Anne-Lise, an unsere Frau Base verbleibe ich

Ihr geehrter Herr Vetter

B., 8. Juli 18..

G. Jansen und Frau."

P. S. In Eile.

Als Herr von Middelnesse über die Schulter seiner Gattin den Brief gelesen hatte, sah die letztere zufällig im Spiegel, daß er lächelte, weshalb sie freundlich bemerkte:

„Siehst du: ‚in Eile', aber sonst ein ganz hübscher Brief. Ganz dieselbe Handschrift wie auf den Adressen, wenn er die Hasen und Feldhühner schickt."

2. Beim Vetter.

Nach einer „allerliebsten Fahrt" über den breiten Damm von Arnheim nach Nymwegen und dann seitwärts über einen schönen Kiesweg erreichen Herr und Frau von Middelnesse am Nachmittage das Dörfchen B., wo die Jugend, welche gerade zur Nachmittagsschule geht, den schönen Wagen begafft, ihn ein gutes Stück Weges begleitet und auf die Frage des Kutschers, wo „Herr Jansen" wohne, ohne zu antworten lacht und jodelt, sich unter einander Püffe versetzt und Einer dem Andern auf den Rücken springt, bis endlich Einer, als die Frage wiederholt wird, mit dem Finger die Lage andeutet und folgende Auskunft gibt:

„Da drüben hinter dem Hause von Nickel Peters."

Ungeachtet dieser nicht sehr klaren Andeutung erreicht die Kalesche endlich die Wohnung des Colonialwaarenhändlers, Gemeindevorstehers und Fettmästers Jansen, — des vierschrötigen Mannes mit dem rothen, runden Gesicht, der, während er die Mütze lüftet, den Wagenschlag öffnet und mit einem: „Willkommen, Vetter und Base, prächtiges Wetter!" Herrn und Frau von Middelnesse beim Aussteigen behilflich ist.

Die Schuljugend muß sich natürlich „das große Ereigniß" mit ansehen, und als der vornehme Herr und die gnädige Frau im Laden verschwunden sind, folgt sie noch eine Strecke dem Wagen, dessen

Lenker von Jansen mit folgenden Worten über seine Route aufgeklärt wurde:

„Fahr Er nur zu dem Zaunthor hinein, Kamerad; hinten an die Scheune. Auf der Tenne liegt ausgezeichneter Klee."

Wenige Minuten später sitzen die vornehmen Gäste gegenüber ihren gelderschen Verwandten im Staatszimmer der letzteren.

Es sieht wahrlich nicht gewöhnlich darin aus. Die gnädige Frau bemerkt das mit Wohlgefallen, Herr von Middelnesse dagegen macht die Wahrnehmung, daß es doch in der That entsetzlich bürgerlich sei, während Frau Jansen — eine kräftige, wohlgeformte, gesunde Bäuerin, die sich bei dieser Gelegenheit vom Kopf bis zu den Füßen in ihren Sonntagsstaat geworfen und feuerroth ist von der Ehre, die ihr und ihrem Hause widerfährt — beständig ja ja sagt; und daß die Verwandten nur vorlieb nehmen müßten, mit der abermaligen Versicherung, daß es sehr schönes Wetter sei.

Frau von Middelnesse ihrerseits versichert, sie finde es wirklich zu liebenswürdig, sie und ihren Gatten so zu empfangen, und sie freue sich, endlich ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und ob .... ob Frau — wollte sagen Cousine Jansen auch Kinderchen habe.... nicht wahr, vier, wenn sie sich recht erinnere?

Frau Jansen, die ihrem Eheherrn feierlich hat versprechen müssen, sich möglichst gebildet auszudrücken — und dieses Versprechen bereits in die Praxis umgesetzt hat — ruft im vollen Bewußtsein ihrer Mutterwürde:

„Was, vier, sagen Sie! Ja, profit Mahlzeit! — sieben hab' ich der Krabben!"

Frau von Middelnesse geräth durch diesen Ausfall ein wenig in Schrecken, und ihr Erstaunen ist ganz natürlich; hat sie ja doch selbst sechs; und wo zwei Frauen gemeinschaftlich dreizehn Kinder besitzen, da gebricht es — namentlich wenn wie hier die eine sich gnädig herabläßt und die andere durchaus offenherzig ist — nicht leicht an Unterhaltungsstoff. Die ältere Nachkommenschaft der Wirthin ist in der Schule, die jüngere schläft ein wenig.

Vetter Jansen, der zeigen will, daß er nicht blos weiß, was der Welt Brauch ist, sondern daß er auch mit vornehmen Leuten sich zu benehmen versteht, zieht nun einen zierlichen Präsentirteller mit zwei kleinen Flaschen und vier Gläsern an sich, und indem er eine der Flaschen ergreift, sagt er zu dem Vetter aus der Residenz:

„Na, mögt ihr das auch bei euch im Haag? Ein prächtiger Bitter! Probiren Sie mal!“

Herr von Middelnesse dankt, er dankt wirklich; gewiß, er findet den Bittern allerliebst, aber er trinkt nie, niemals!

„Ja, dann würde ich Ihr Mann nicht sein,“ sagt der gelderſche Vetter. „Wir müſſen uns hier ab und zu ein Tröpfchen gönnen .... Sie müſſen ſich nicht an mich ſtoßen,“ fährt er fort; „ich nehme mein Gläschen regelmäßig zehn Minuten vor dem Eſſen, und was nun uns betrifft, wir haben ſchon einmal zu Mittag geſpeiſt.“

„Ah ſo....“ verſetzt der Vetter aus der Reſidenz, der in ſeinem Innern eine gewiſſe Leere verſpürt und ſich doch zu erinnern glaubt, in dem Briefe von einem Schinken geleſen zu haben.

„Anne-Liſe wollte abſolut, daß wir warten thät — warteten, bis Sie hier wären,“ nimmt wieder Janſen das Wort, dem es in der That Mühe macht, ſich gebildet auszudrücken, was er ſonſt nur zu thun pflegt, wenn er während der Jagdzeit auf dem Schloſſe ſpeiſt. „Aber,“ fährt er fort, „ich ſagte, gehen wir nur getroſt unſern guten alten Gang — 's war von wegen der Kinder, wiſſen Sie! — dann können wir ja ſpäter auf vornehme Art recht gut noch einmal ſpeiſen. Vater that — pflegte immer zu ſagen: Eßt ſo viel, daß ihr nur gleich wieder von vorn anfangen könnt.“

„Ganz richtig, ganz richtig,“ verſichert Herr von Middelneſſe, „aber es iſt wirklich zu viel Mühe für-ä — Frau —“

„Anne-Liſe, wenn ich bitten darf!“ beeilt ſich Janſen ihm in die Rede zu fallen; „oder meinetwegen auch Baſe; aber ‚Frau Janſen‘ — das iſt uns hier zu vornehm, das ſagen ſie nur auf dem Schloſſe.“

„Ja richtig, Baſe wollt' ich ſagen,“ verbeſſert ſich der vornehme Vetter aus dem Haag und fährt dann, zu ſeiner Gattin gewendet, fort: „Nicht wahr, Emilie, es iſt in der That gar zu freundlich, unſertwegen noch einmal zu diniren. ... Wirklich, es war durchaus nicht nothwendig. Wir haben in E. noch einen kleinen Imbiß genommen, nicht wahr?“

„Ach ja, richtig,“ antwortet die Gattin, die einen nicht geringen Hunger verſpürt; „Sie hätten das nicht thun ſollen.“

„I was, dummes Zeug!“ ruft Janſen. „Wenn ihr mal einen Happen — ein Stück Fleiſch auf der Gabel habt, dann werdet ihr

schon zubeißen; und mögt ihr's nicht — auch gut; die Jungens werden schon damit fertig werden. Und nun munter, Anne-Lise: lauf mal in die Küche und sieh, ob die Kartoffeln bald gar sind."

Anne-Lise hätte sich schon längst gern in die Küche zurückgezogen, und eilt fort. Während der Abwesenheit seiner bessern Hälfte bietet Jansen seine ganze gebildete Beredtsamkeit auf, um die Cousine aus der Residenz zu einem Gläschen Doppelanis zu verführen.

„Er macht frisch und munter," betheuert Jansen; „er rührt noch von der letzten Kindtaufe her.... zu Johannis vor einem Jahr."

Die gnädige Frau ist zu Jansens Freude nicht unerbittlich und selbst der vornehme Herr Vetter, der wirklich nie etwas trinkt — hat schließlich just wie seine schönere Hälfte ein bis zum Rande gefülltes Glas Doppelanis vor sich.

Nun will auch Jansen — „von wegen der Gesellschaft" — noch einige Tröpfchen zu sich nehmen; denn „noch einmal essen, noch einen Bittern!"

Während der Abwesenheit der Wirthin erfahren Herr und Frau von Middelnesse, daß Vetter Jansen durchaus kein Freund von Förmlichkeiten ist; daß er nicht leicht etwas anbietet, wenn er's nicht wirklich los sein will; daß es ihm am liebsten ist, wenn man ihm reinen Wein einschenkt; daß er ein erklärter Feind aller Hinterlist ist und darum Jan Taks, seinen Nachbar, nicht sehen und nicht riechen kann. — „Jan Taks, müßt ihr wissen, hat's hinter den Ohren sitzen: schöne Worte, aber in der Tasche die Faust geballt."

Das vornehme Ehepaar erfährt ferner, daß er, Jansen, zu den Ersten des Dorfes zählt, aber es darum doch nicht in der Krone — im Kopfe hat. „Denn seht ihr, selbst wenn ich einem geringen Manne begegne, dann thu' ich so," demonstrirt der Redner, indem er die Mütze lüftet, die er auch im Hause zu tragen gewohnt ist.

„Aber," fährt er fort, „wer nicht arbeiten will, der hat an Jansen den Teufel gesehen; zu dem fleißigen Arbeiter, zu dem sag' ich" — und er lüftet schon wieder die Mütze — „kommt herein, sag' ich, laßt die Arbeit ein wenig ruhen, wir wollen ein bischen gemüthlich mit einander plaudern; denn seht, der Mensch ist doch kein Lastthier!" Noch weiter erfahren Herr und Frau von Middelnesse — die sich natürlich durch unterschiedliche „ja ja!" und ähnliche Interjectionen vollständig zu Vetter Jansen's Grundsätzen beken-

nen — daß dieser sechsundvierzig Morgen vom besten Land unter dem Pfluge und sechzehn Kühe und vierzig Ochsen auf den Weiden, sowie hinter dem Hause einen großen Obstgarten hat und daß die Spätkirschen gerade gestern gepflückt werden sollten, daß er aber gesagt habe: laßt noch sitzen, dann können der Vetter und die Base aus der Residenz sich auch einmal recht satt daran essen.

Keine zehn Minuten später ist ein schneeweißes, wenn auch ein wenig grobes Tischtuch von Base Jansen selbst über die Tafel gebreitet. Die Wirthin stellt mit den Worten: „den für den Vetter, den für die Base, den für Jansen und den für mich" die tiefen Teller darauf; dann legt sie links von jedem Teller eine Gabel und rechts einen Löffel. An das obere Ende des Tisches legt sie außerdem noch ein Häufchen von der erstern und an das untere Ende ein Häufchen von der letztern Sorte silbernen Hausraths. Eine braunrothe Dirne in vollständiger Werkeltagstoilette, das lose über die Brust gebreitete rothe Halstuch unterhalb des gestreiften zwillichnen Leibchens mit Nadeln festgesteckt, tritt mit einem „guten Tag zusammen!" in's Zimmer und sagt, indem sie die große runde Schüssel auf den Tisch stellt:

„Hier habt ihr die Suppe; aber verbrennt euch nicht d'ran, sie ist heiß."

„Dafür haben wir das Pusten gelernt," erwidert Jansen, und dann zu den Gästen: „Nun herangerückt, wenn's gefällig ist!"

Das Dienstmädchen ist wieder verschwunden, die Gäste haben sich näher an den Tisch gesetzt, Jansen drückt die innere Seite seiner Mütze gegen das Gesicht und seine Frau schließt die Augen und läßt ihr Haupt auf die linke Schulter sinken.

Herr von Middelnesse legt die weiße Hand an die Stirn und bedeckt damit halb seine Augen; indeß kann das linke Auge noch genug sehen, und so sieht es denn, daß die gnädige Frau während des Betens mit ihrem fein gestickten Taschentüchelchen über ihren Teller wischt, und wie um ihren Mund ein Zug spielt, als wollte sie sagen: „Pfui, Unart, daß du das auch gerade sehen mußt!"

Die Mahlzeit beginnt. Jansen fordert die Gäste auf, seinem Beispiel zu folgen, und während das geldersche Ehepaar mit seinen Löffeln die Suppe über den Rand der großen Schüssel in die Teller schöpft.... zögern die Herrschaften aus der Residenz, folgen jedoch endlich dem gegebenen Beispiel. Jansen behauptet, während er

hastig seine Portion ausschlürft, es sei durchaus keine Kindersuppe, — und indem er seinen Teller zum zweiten Male füllt, fügt er hinzu: „Ich sagte zu meiner Anne-Lise: hörst du, Hunger dürfen sie bei uns nicht leiden! Greift zu, Vetter und Base, sie ist wahrhaftig nicht übel! Nur zu: Suppe gibt eine gute Unterlage."

„O, sie ist ausgezeichnet!" erwidert Frau von Middelnesse, obgleich sie sie etwas zu fett findet, indeß — die gnädige Frau hat Hunger.

„Köstlich, köstlich!" betheuert der vornehme Herr Vetter, und die erquickende Speise thut ihm so wohl, daß er sich wirklich mit „dieser Sorte von Menschen" aussöhnt und dann — so frei sein wird, sich noch tant soit peu zu nehmen.

Wir wollen die Gesellschaft ruhig ihr Mittagsmahl einnehmen lassen und nur noch bemerken, daß es Jansen eben so gut schmeckt, als wenn er noch gar nicht dinirt hätte. Nach der Suppe erschien eine große Platte mit mehligen, dampfenden Kartoffeln; dieser gegenüber stellte die Hausfrau eine Schüssel mit großen Bohnen auf, die, wie Jansen behauptete, durchaus keine „Säuglinge" mehr waren. Der große Schinken von selbstgeschlachtetem Schwein — „fett wie Butter" — bildete nebst einer tiefen Schüssel, worin sich ein in große Stücke geschnittener Rinderbraten befand, mit den bereits erwähnten Schüsseln einen Kreis, in welchen eine große Saucière gestellt wurde.

Jansen, der immer von Neuem erklärte, er sei kein Freund von Förmlichkeiten und vom Nöthigen, hörte indeß, wie auch seine Ehegesponstin, keinen Augenblick auf, seine Gäste zum Zugreifen zu ermuthigen, und warf bald dem Herrn Vetter einige Scheiben Schinken auf den Teller, bald wieder drang er in die Frau Base — „die wirklich schon genug hatte" — noch einige Stückchen Rinderbraten an sich zu nehmen, jedoch mit der Vergünstigung, „sie nur liegen zu lassen, wenn sie ihr nicht schmeckten."

„Hier, Herr Vetter, trinken Sie auch einmal! Es ist Achtundvierziger — das beste, was ich im Hause habe."

Herr und Frau von Middelnesse werden roth vom Essen.

Da geht plötzlich die Thür auf und zugleich mit dem Mädchen in dem rothen Halstuch, das schon wieder eine große Schüssel hereinbringt, und zwar mit Reisbrei gefüllt, kommt eine Schaar von sechs Kindern ins Zimmer gestürmt.

War das ein Leben!

„Guten Tag, Vater! Guten Tag, Mutter!"

„Wer ist das?"

„Sind sie das aus dem Haag?"

„Eßt ihr noch einmal?"

„Kriegen wir auch etwas?"

Diese und noch viele andere Fragen thaten die Knaben und Mädchen, während die Eltern sie ermahnten und ihnen befahlen, den Gästen einen guten Tag zu wünschen; „denn das sind der Herr Onkel und die Frau Tante aus der Residenz, wo der König wohnt," und Wilhelm müsse ihnen mal sein Schreibbuch zeigen, wo der Schulmeister so oft „ausgezeichnet" hineingeschrieben, und Mariechen müsse sich die Nase putzen, und dann sollten sie alle mit einander still hinausgehen, jedoch nicht ohne das Versprechen: „dann kriegt ihr auch alle Reisbrei.... Nun fort, Jungens!"

Und hinaus stürmten sie.

„Allerliebste Kinderchen! So ungezwungen, so sans gêne!" versichert Herr von Middelnesse.

„Und wie gesund sie aussehen!" ergänzt die gnädige Frau. „Es geht doch nichts über die frische Luft!"

(Die jungen Middelneßchen werden im Hause unterrichtet, weil sie auf dem Wege zur Schule, besonders im Winter, sich gar zu leicht erkälten könnten!)

„Sie kriegen nach Gebühr, was sie wollen, und können auch nach Gebühr thun und treiben, was sie wollen," sagt Jansen. „Aber Nummer eins — gehorchen, und Nummer zwei — keine dummen Streiche machen!..... Allong, Herr Vetter, noch ein Gläschen!"

„Nein, nein, lieber nicht! Es würde mir zu Kopfe steigen — merci, merci!"

„Ach was merci!" ruft Jansen und schenkt ein, und Herr von Middelnesse trinkt das Glas aus und es steigt ihm nicht zu Kopfe.

Was den Reisbrei betrifft: er soll und muß gekostet werden. Base Jansen verlangt in aller Bescheidenheit doch wenigstens ein anerkennendes Wort über ihren Nachtisch, und kein Wunder — hat sie doch drei Pinten Sahne daran gewagt!

„Wie Maibutter!" behauptet Jansen, und Herr und Frau von

Middelnesse seufzen tief auf und während sie mit ihren respectiven Gabeln in den ihnen aufgeladenen Reisbreiportionen herumstochern und Figuren darin zeichnen und ab und zu ein wenig zum Munde führen, versichern sie, daß die Frau Cousine viel zu viel Umstände gemacht habe und daß sie in der That verlegen seien wegen.... wegen.... daß sie jedoch im übrigen nie so ausgezeichneten Reisbrei gegessen.

Vetter Jansen lacht vor Vergnügen, daß seine Gäste so überaus zufrieden sind und sagt:

„Ja ja, sind wir auch nur gelderſche Bauersleute, wir wissen doch, was unsern Gästen zukommt.... Könnt ihr's nicht mehr aufkriegen," setzt er hinzu, „na, dann laßt nur stehen, dann wollen wir unser Gratias sagen und in den Obstgarten gehen, um Kirschen zu essen, bis Mutter den Kaffee fertig hat."

Daß Herr und Frau von Middelnesse just kein außerordentliches Verlangen nach Kirschen haben, finden wir so auffallend nicht; allein Jansen, der jenen Baum ganz ausschließlich für die vornehme Verwandtschaft bestimmt hat, sagt zu Kornelius, dem Arbeiter: er solle pflücken was er könne, damit der Zehnpfundkorb voll werde, und den solle er dann in die Kutsche unter die Vorderbank setzen.

Während hierauf die beiden Ehepaare nach der Dorfkirche wallfahrten — da die gnädige Frau so gern Papa's erste Kanzel einmal besteigen möchte — zeigt Jansen seinen Gästen nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl die Ländereien und Wiesen, die ihm erb- und eigenthümlich gehören. Mit stillem Vergnügen vernimmt der gelderſche Vetter, wie „schön" und „allerliebst" und „großartig" Alles befunden wird.

Von dieser Wallfahrt nach Hause zurückgekehrt, müssen die Verwandten aus der Residenz doch auch eben einen „Blick in den Schweinestall" werfen.

„O welch allerliebste kleine Ferkelchen!"

„Und was sagen Sie zu unsern Schweinen?" fragt Frau Jansen, worauf sie mit einem Holzlöffel an den Stall klopft und die Bewohner desselben in ihrer eigenen Sprache laut anredet. Die fetten Schweine springen über einander und die Bäuerin versichert die Dame, daß jede Sau bis zu zwölf und mehr Junge werfe.

Es muß hier bemerkt werden, daß die gebildeten Ausdrücke

dem Jansen'schen Ehepaar nach und nach vollständig wieder abhanden gekommen waren.

Abermals sitzt man um den Tisch im Staatszimmer. Der Kaffee ist aufgetragen, das heißt, ein großer Kuchen mit Korinthen steht neben einem solchen ohne Korinthen und diese sind umringt von Schüsseln mit rundem Zwieback, einem halben Käse, einem großen Weck Butter und Saucißchen — und das alles harrt des Angriffs. Aus dem Krahn der großen Kanne strömt hitzig die braune Flüssigkeit in die Tassen: halb Kaffee, halb Sahne.

Wie auch genöthigt wird, wirklich, man kann nichts oder doch nur sehr wenig genießen. Sogar Jansen meint, es sei noch etwas zu früh, weil er noch fast gar keinen Appetit verspüre.

Nun war jedoch der Augenblick gekommen, wo man das Eine oder Andere aus der großen Welt zu hören wünschte.

„Ist man gegenwärtig noch mit den Ministern zufrieden?" fragt Jansen. „Ist's wahr, daß sie so große Mühe haben, von den Kammern die nöthigen Gelder zu kriegen? Ich gebe mich," fährt er in gewichtigem Tone fort, „wenig mit der Politik ab, aber jeder Mensch hat so seine Ansicht, und meine Ansicht, sehen Sie, Herr Vetter, ist die, daß die neuen Minister jedesmal ein hübsches Sümmchen Geld kosten und daß wir eine recht anständige Summe im Staatssäckel behalten würden, wenn man sie ruhig am Ruder ließe; es würde darum," so schließt er, „nicht schlechter um's Land stehen, denn der Verstand kommt nicht im Handumdrehen."

Herr von Middelnesse ist vollkommen mit ihm einverstanden und gesteht sogar, daß er nichts dagegen haben würde, selbst einmal — und wär's auch nur auf fünf Jahre — Minister zu spielen; „dann Pension!" setzt er hinzu und blinzelt mit den Augen.

Der Vetter aus der Betüwe gibt ohne Umschweife zu erkennen, daß der Vetter aus der Residenz, wenn's ihm nur um's Geld zu thun, sein Mann nicht ist; worauf dieser sich zu versichern beeilt, so habe er es durchaus nicht gemeint und er glaube auch nicht, daß irgend Jemand des Geldes wegen Minister werden möchte; aber — „enorm viel zu thun, und jede Arbeit ist ihres Lohnes werth."

Während Jansen sich mit dieser letztern Bemerkung durchaus einverstanden erklärt, versichert die gnädige Frau ihre Cousine, daß

der König wirklich gerade so aussehe wie auf den Gulden und Reichsthalern.

Die Schönheiten der Residenz Haag nebst dem Museum und andern Sehenswürdigkeiten, wie auch das herrliche Wäldchen, in welchem des Sonntags und Mittwochs Concert ist, werden von dem vornehmen Vetter ganz besonders gerühmt. Jansen und Frau sind ganz entzückt, so angenehm versteht der Herr Vetter über Alles zu plaudern. Und in der That, er plaudert ganz allerliebst, und als Jansen sagt, daß er sich das Nest für sein Leben gern einmal ansehen möchte, daß er aber wohl nie dazu kommen werde, erklärt Herr von Middelnesse, nachdem er eine ganze Reihe von Gründen vernommen, warum es nicht möglich sei, daß es im Uebrigen eine sehr angenehme Tour sei und er es sicherlich ganz allerliebst finden würde.... und die Frau=ä — Base?.... wenn sie einfach bei ihnen vorlieb nehmen wolle, dann müsse sie wirklich einmal kommen!

„Jawohl, jawohl, um den Schaden wieder gut zu machen!" lacht Jansen. „Ja ja, am St. Nimmermehrstage, wenn die Kälber auf dem Eise tanzen! Nein, das müßte wunderlich zugehen, wenn Jansen — hehehe! — einmal nach der Residenz käme!"

Frau Jansen lacht mit. Die gnädige Frau — angenehm überrascht durch die Liebenswürdigkeit ihres Gatten — legt ihr Gesicht in eine sehr einladende Falte. Die Züge des Vetters aus der Residenz drücken eine große Enttäuschung aus: Wenn in der That unüberwindliche Hindernisse im Wege sind, will er nicht auf seiner Einladung bestehen, im Uebrigen aber sollte ein Mann wie Herr=ä — Vetter Jansen doch wenigstens die Residenz und die See einmal gesehen haben. Enfin, enfin — es ist aufrichtig gemeint!

Obschon es die Wirthin etwas unangenehm berührt, daß Vetter und Base wieder fort wollen, ohne von ihrer Milchspeise zu kosten — welch letzterer Leckerbissen aus dicker Milch mit Zwieback und braunem Zucker besteht — macht die Herrschaft aus dem Haag sich doch zur Abreise bereit; man wird ohnehin erst spät in der Stadt ankommen.

Bleiben!?

Unmöglich! Morgen müssen sie unbedingt nach der Residenz zurück. Die Kinder verlangen so sehr nach ihnen.... und auch sie....

Natürlich, natürlich!

Einige Minuten später findet ein herzlicher Abschied statt. „Tausend Dank für den allerliebsten Empfang!“

„Nichts zu danken! Aber wiederkommen — hört ihr, wiederkommen.... Wartet einen Augenblick — hier!“

Und der gnädigen Frau, die bereits im Wagen sitzt, plumpst wie ein Kürbiß ein ungeheures Packet in den Schooß....

„Ein Bretzelchen!“ erklärt die Wirthin. „Für die Kleinen. Ich habe dafür gesorgt, daß das Gebäck einen Monat oder so was frisch bleibt.“

„Aber du lieber Gott, das ist doch gar zu viel!“ sagt die gnädige Frau.

Bevor Herr von Middelnesse in den Wagen steigt, drückt er noch einmal Vetter und Cousine recht vertraulich die Hand und fügt gemüthlich hinzu:

„Nicht wahr, wir sehen uns bald wieder?“

„Jawohl, jawohl — wenn ihr nämlich wieder zu uns kommt,“ lacht der dicke Vetter.

In diesem Augenblick sieht sich der Kutscher um und fragt, ob Alles in Ordnung sei.

Herr von Middelnesse bejaht. Der erstere legt die Peitsche über die Pferde. Die Herrschaften aus der Residenz wechseln mit den ländlichen Verwandten, die von einigen ihrer Sprößlinge umringt vor der Thür stehen, noch Lebewohls und dergleichen, — und während die Kalesche durch das Dorf rollt, sinkt Herr von Middelnesse in die Kissen mit dem Ausruf: „Gott, welch ein Tag!“

„Und wie freundlich, wie herzlich!“ setzt die gnädige Frau hinzu, welche eine andere Auslegung befürchtet.

„O unbegreiflich!“ ruft der Gatte. „Diese Leute möchten rein Alles für einen thun. Bürgerlich, überladen — ja, aber zur Abwechselung kann man sich das schon einmal gefallen lassen. Du lieber Himmel, welch ein Essen! Ma foi, welch eine Bretzel!“

Frau von Middelnesse ist ganz entzückt, daß Charles es ernsthaft meint. Die Familie, von der sie früher just nicht sehr viel gesprochen, hatte gefallen....

„Nicht wahr, der ächte Typus gelderscher Gemüthlichkeit? Und weißt du, ein schönes Vermögen, ja ja, ein schönes Vermögen!“

„Ganz allerliebste Menschen!“ beschließt der Gatte das Ge-

spräch, gähnt, macht die Augen zu und träumt, er habe ein Mutterschwein mit zwölf Spanferkeln auf der Gabel.

3. Standespflichten.

Es sind etwa drei Jahre verflossen, seitdem Herr und Frau von Middelnesse jenen allerliebsten Nachmittag bei Vetter und Base Jansen zu B. verlebt haben. Die Herrschaften sind seit dem vorigen Jahr aus der Nähe des Wäldchens nach einem „weniger belebten Stadttheil" verzogen, weil.... weil das Haus etwas zu klein wurde und zwei der Kinder in die Schule müssen und die Schule so sehr weit ist, und — aber das bleibt unter uns! — weil Herr von Middelnesse im vorigen Sommer durch eine verunglückte Speculation in Effecten einen häßlichen Schlag erhalten hat und die ausgezeichnete Stellung eigentlich sehr wenig einbringt, weshalb eine geräumigere Wohnung, die viel weniger Miethe kostet — mag sie auch von dem herrlichen Wäldchen etwas entfernt sein — jetzt für die geschmälerte Börse sehr wünschenswerth ist.

Indeß, man wohnt auf der stillen Gracht sehr, sehr angenehm. Kein Besucher kommt, ohne daß er dies zwei-, dreimal vernimmt, und hält er auch noch so sehr auf ein belebteres Viertel, er kann das sehr wohl begreifen: man ist hier so fern von allem lästigen Geräusch.... so.... in der That ganz reizend!

In acht Tagen, geneigter Leser, ist der zehnte September, und wir thun dir dies zu wissen, weil Herr von Middelnesse an diesem Tage seinen vierzigsten Geburtstag zu fei—ern gedenkt.... ja ja feiern, das ist die Frage! Die Herrschaften, die just neben dem Hause eine Gaslaterne haben, sind gegenwärtig ganz verliebt in die Dämmerstündchen, etwas, das sie am Wäldchen geradezu abscheulich fanden. Mit der Gaslaterne war es auch eine ganz eigene Sache.

Auch heute sitzt man im Halbdunkel und Herr von Middelnesse sagt nach einigen Augenblicken des Schweigens:

„Parole d'honneur, Emilie, versessen darauf bin ich gerade nicht."

„Quant à moi," erwidert achselzuckend die Gattin; „aber," läßt sie rasch darauf folgen, „wir haben nicht den mindesten Vorwand .... wir kommen überall hin...." Nach einigen Augenblicken

stillen Grübelns setzt sie, wie plötzlich erwachend, hinzu: „Nein, wir können's nicht unterlassen!"

„Es ist sehr verdrießlich, sehr verdrießlich!" entgegnet Herr von Middelnesse.

„Nancy Lassale," fährt die gnädige Frau fort, „neckte mich noch dieser Tage damit, daß ich den zehnten September doch sicherlich, wie früher, wieder magnifique feiern würde, — „um so mehr, da ihr jetzt in der neuen Wohnung den großen Saal habt," meinte sie, und setzte leise hinzu: „Wie herrlich läßt sich da ein Tänzchen machen!"

„Es ist also Niemand auf den Verdacht gekommen, daß wir aus einem ganz andern Grund als um uns mehr Luxus gestatten zu können in diese abgelegene Kaserne gezogen sind," schmeichelt sich Herr von Middelnesse und murmelt etwas später: „Aber die Kosten, die Kosten!"

„Freilich, freilich!" erwidert die gnädige Frau. „Aber bedenke, welch ein Gerede entstehen würde!" Und Herr von Middelnesse, obgleich er noch einmal flüchtig daran erinnert, mit wie wenig sie gegenwärtig auskommen müssen, sieht doch schließlich ein, daß sie aus Standesrücksichten den Tag feiern müssen.

4. Ein Besuch.

Fünf Tage nach dem gefaßten Beschlusse sitzen Herr und Frau von Middelnesse am Frühstückstische. Da wird an der Hausthür geschellt. Einige Minuten später erscheint das Mädchen und meldet, es sei ein Mann da, der den Herrn zu sprechen wünsche.

Sein Name?

Das Mädchen soll nur sagen, Jemand, den Herr von Middelnesse sehr wohl kenne.... aus Gelderland — „ziemlich dick, mit einem rothen Gesicht."

Herr von Middelnesse wird ebenfalls roth, denn während der Leser an einen gewissen Vetter aus B. denkt, hat jener nur das Bild seines Zütphenschen Weinlieferanten vor Augen, und in dessen Händen sieht er eine rothlederne Brieftasche, aus welcher er eine Rechnung von beiläufig achtzig Gulden hervorlangt.

„Ich bin.... wir sind ... ach, der Mann ist so schrecklich langweilig!.... Sienchen, nicht zu Hause!"

Am Tage vorher hatte Sienchen mit der gnädigen Frau einen

schrecklichen Wortwechsel gehabt, weil die gnädige Frau behauptete, Sienchen habe einen Apfel aus dem Korbe genommen, was Sienchen läugnete, worauf die gnädige Frau ihr zu Gemüthe geführt, es handle sich nicht um den Werth des Apfels, es sei nur wegen des abscheulichen Lügens. Wie man ihr nun in Zukunft je wieder Glauben schenken könne!

„Verstehen Sie, nicht zu Hause!"

„Gut!"

Nach einigen Secunden kommt Sienchen zurück und flüstert in geheimnißvollem Tone:

„Dann will er die gnädige Frau sprechen, aber Herrje! wie er aussieht!.... Und die Füße — ganz mit Schmutz bedeckt!"

Ein verständnißinniger Blick zwischen den Eheleuten und Herr von Middelnesse versichert: daß die gnädige Frau mit der Toilette, verstehen Sie, mit dem Ankleiden beschäftigt ist.

Das Mädchen sieht das und verschwindet.... Man lauscht und hört, daß die Hausthür zugeworfen wird. Wieder erscheint das Dienstmädchen im Frühstückszimmer und sagt im hochvertraulichem Tone:

„Abmarschirt! Aber er kommt zurück, sogleich, in einem Stündchen."

O die kleinen Complotte, sie machen die Domestiken so schrecklich vertraulich!

Sobald Sienchen fort ist, sagt Charles, daß ihm die Rechnung — besonders jetzt, unmittelbar vor seinem vierzigjährigen Geburtstage — durchaus nicht gelegen komme, aber.... daß Emilie, wenn er selbst in einer Stunde nicht mehr zu Hause sein sollte, nur einen Anker Bordeaux bei dem Weinhändler bestellen möge.

Die gnädige Frau findet es unangenehm, den Mann allein zu erwarten; Charles ist ja doch sonst gewohnt, bei dem Besuch des Weinhändlers die laufende Rechnung mit ihm zu begleichen. Herr von Middelnesse begibt sich nach seinem Bureau, nimmt jedoch seinen Weg durch das Hinterpförtchen und dann durch einige Nebenstraßen. Es ist zwar etwas um, aber enfin, enfin....

So oft geschellt wird, fährt Frau von Middelnesse zusammen. Uebrigens hat sie inzwischen Toilette gemacht und beschäftigt sich mit dem Zurechtlegen von Zettelchen, worauf die Namen der Dessert-

Gerichte geschrieben stehen; denn das Dessert kommt übermorgen wirklich auf die Tafel.

„Hier in die Mitte die Noga.... dann links und rechts den Ananas ... alsdann die Lampen.... hierher die Chipolata.... dort die Rumgallerte.... Mein Gott, da ist er!"

Sienchen hat den Auftrag, „jenen Herrn" nur in das Empfangszimmer zu lassen, und nun bringt sie die Botschaft: „Er ist drin!"

Die gnädige Frau läßt noch ein Weilchen auf sich warten. Endlich jedoch ermannt sie sich und geht — mit dem peinlichen Gedanken, für eine präsentirte Rechnung kein Geld zu haben — auf das Empfangszimmer zu.

Bevor sie die Hand auf den Drücker legt, zaudert die Dame noch ein wenig, doch — da tritt sie ein, und während ihr ein: „Na, wie geht's, Base? Da habt ihr mich denn nun!" in die Ohren klingt, erblickt sie zu ihrer größten Ueberraschung statt des Weinhändlers ihren gelderschen Vetter, der ihr die rauhe große Hand fröhlich entgegenstreckt.

Es ist nicht zu verwundern, daß die gnädige Frau etwas verblüfft aussieht und ein wenig verwirrt ist.

„Wie, sind Sie es!" sagt sie.... „Ich dachte.... Nun, wie geht's Ihnen?"

Und sie läßt sich die feinen Fingerchen durch die derbe Hand des gelderschen Vetters herzhaft drücken.

„Mir?.... Na, kreuzfidel, wie Sie sehen!" lautet die Antwort. „Man spricht so lange von Ostern, bis es da ist, und da bin ich nun im Haag und will mich bei euch für die Unkosten von damals entschädigen — und schönes Compliment von meiner Frau .... Ist das aber ein wunderliches Ding von einer Stadt, dieses Haag!"

„Jawohl, jawohl!" erwidert die Cousine und wiederholt wohl noch sechsmal ihr „Jawohl" und deutet dann auf einen Stuhl und sagt: „Sie werden doch wohl eben Platz nehmen wollen?"

Dagegen hat der Vetter nichts einzuwenden. Er hatte die Familie zunächst am Wäldchen gesucht und war — nachdem er ihre gegenwärtige Wohnung ausfindig gemacht — erst noch ein Stündchen umhergeschlendert. Jansen nimmt Platz und sagt, der Ueberraschung wegen habe er seinen Namen nicht nennen und auch nicht

vorher schreiben wollen. Anne-Lise habe gesagt, Vetter und Base würden gewiß recht große Augen machen. Anne-Lise halte viel von Ueberraschungen und darum habe sie ihm auch wieder eine große Korinthenbretzel mitgegeben — eine ganz schwere.... sie liege unten im Hausflur....

War das Erscheinen des gelderischen Vetters statt des Weinhändlers für Frau von Middelnesse unter den obwaltenden Umständen in der That eine Erleichterung gewesen, so empfand sie jetzt, da sie hörte, wie der gutmüthige Mann, der noch obendrein eine Bretzel mitgebracht, noch eine Stunde hatte umherlaufen müssen — so empfand sie jetzt.... zwar ein peinliches Etwas wegen ihrer Verwandtschaft mit ihm, aber doch auch eine gewisse Dankbarkeit, die sich in dem Ausruf Luft machte:

„Wer hätte das auch denken können!"

Doch sieh, da geht Major von Amberg am Fenster vorüber... Besuch!.... Es klingelt!.... Sienchen wird ihn ins Empfangszimmer lassen!.... und darin sitzt nun der Vetter, der nicht verschweigen wird, daß er ein Vetter ist!.... Da sitzt er mit seinem vollen rothen Gesicht und den rothgelben Haaren.... in seinem Düffelrock mit knöchernen Knöpfen.... noch immer den merkwürdigen Hut zwischen den Knieen.... Da sitzt er.... und die blautuchene Hose hat er unten aufgekrempelt — „von wegen der Schmierigkeit in den Straßen" — während die grauen wollenen Strümpfe, welche zum Theil sichtbar sind, sich in den breiten Schnürschuhen verlieren und nebst den letzteren eine traurige Figur bilden auf dem schönen Teppich....

„Ach, wollen Sie nicht lieber mit ins Hinterzimmer kommen?" sagt hastig die Dame, während sie eiligst aufsteht. „Ich habe.... wir wollen.... wir trinken dort Kaffee, wissen Sie."

Jansen begreift nicht recht, warum er so rasch sich in ein anderes Zimmer verfügen soll.

„Was mich betrifft, ich saß hier ganz vorzüglich," sagte er langsam. Indeß folgt er auf die wiederholte und eindringliche Bitte seiner Base mit einem: „Wo soll's denn nun mit mir hin?" der Dame, die nicht durch den Corridor, sondern durch ein Nebenzimmer mit ihm das Gemach verläßt.

Kaum hat Jansen das Hinterzimmer betreten, als die gnädige Frau, befürchtend, der Besuch des Majors könnte ihr gemeldet

werden und Jansen dadurch die Ursache der Flucht aus dem Empfangszimmer errathen, sich rasch entfernt.

„Wie verstört sie aussieht!" denkt der Landmann aus Geldern, und indem er seine Blicke im Zimmer umherschweifen läßt, gewahrt er ein Papierchen, das am Boden liegt.

„Das könnte ich inzwischen wohl eben aufheben," meint Jansen, und er thut es und liest — mit oder wider Willen — Folgendes:

„Gnädige Frau!

Ihrem sehr geehrten Auftrage gemäß werde ich Sorge tragen, daß die bestellten Gerichte übermorgen bereit sind. Anstatt der Fasanen mit Trüffeln möchte ich bitten Kapaunen nehmen zu wollen, da ich bis heute keine Fasanen erhalten habe.

Mit der größten Hochachtung verbleibe ich der gnädigen Frau gehorsamster

Paulet, Koch und Pastetenbäcker."

„Das ist ärgerlich," denkt Jansen. „Hätte ich das gewußt, so hätt' ich ganz gut ein paar fette Hühnchen mitbringen können.... Es scheint hier großartig herzugehen.... Ein gewaltiges Haus... und solche Möbel bekommt man bei mir nicht zu sehen.... ganz andere Stühle als bei uns in der Wohnstube.... Wie weit bin ich doch von unserer Wohnstube fort!.... zu meinem Vergnügen!.... Wie einsam sich jetzt Anne-Lise vorkommen wird.... und die Kinder!.... Das ist hier eine trübselige Aussicht auf das Plätzchen da.... Ich wollt', ich säh' die Truthähne von unserm Hofe da herumlaufen...."

Jansen's Betrachtungen verlieren sich ins Unbestimmte, bis er endlich ziemlich dumpf vor sich hin in den Bart brummt: „Da sitz' ich nun zu meinem Vergnügen in der Residenz!"

Ungefähr eine halbe Stunde nachdem die gnädige Frau das Zimmer verlassen, kommt sie zurück und betheuert ihr Leidwesen, daß sie „Herrn Jansen" so ganz allein hat lassen müssen, aber sehen Sie, da war gerade Jemand gekommen, der sie nothwendig sprechen mußte.

„Hat nichtsen zu sagen, Frau Base," entgegnete Jansen. „Geschäfte gehen vor.... Und nun, wie geht's denn Ihrem Manne und den Kindern?"

Während ein Täßchen Kaffee — „westind'scher" denkt Jansen

— bereitet und eingeschenkt wird, erzählt die gnädige Frau „Herrn Jansen" Alles, was er zu wissen verlangt und untersucht, wie „Herr Jansen" sich zu einer solchen Reise hat entschließen können und was für Pläne er denn nun eigentlich hat.

Die guten Geschäfte in Oel und Anne-Liese's ewiges Gerede, jetzt sei die Zeit gekommen, sich auf den Weg zu machen, hatten Jansen zu dem Entschluß gebracht, sich endlich einmal die Residenz nebst Umgegend anzusehen.

„Nur directemang nach dem Haag!" dacht' ich. „Vetter und Base ‚Mittelneß' — die werden mir schon sagen, was für Wege ich einzuschlagen habe und was ich mir Alles ansehen muß. Denn hier, sagtet ihr ja dazumal, sei das meiste zu sehen, ja und — nun müssen Sie mir denn auch mal die Wege zeigen."

Die gnädige Frau empfindet eine Art Schwindel: nach einem unbedeutenden Discurs über das Bereiten einer Schinkenstulle und die hohen Butterpreise versichert sie, daß sie nur sehr selten ausgehe, daß sie schrecklich an Kopfschmerzen leide und von Middelnesse gegenwärtig auf seinem Bureau ganz mit Arbeit überhäuft sei, hinzufügend, daß Charles bei seinen zahlreichen Amtspflichten leider kaum die Zeit zum Essen finde und — hier zuckt sie die Achseln — daß allerdings ein Museum vorhanden sei.... im Uebrigen aber gebe es im Haag doch eigentlich sehr wenig zu sehen.

Ei, ei, das letztere kann Jansen gar nicht begreifen, und als die Frau Base ihm ferner mittheilt, daß sie es sehr angenehm finden würde, wenn „Herr Jansen" bei ihnen logire, daß sie jedoch in der That nicht wisse, wo sie ihm ein Schlafstatt anweisen solle — es sei denn, er wolle mit einem Dachstübchen vorlieb nehmen — da denkt Jansen:

„Hat man sein Lebtag so was gehört! Ein Haus wie eine Kirche — und nicht mal ein Plätzchen für ein Nachtlager!"

Bei dem höflichen Anerbieten der Frau Base, daß „Herr Jansen" doch in jedem Fall heute Mittag zum Essen bleiben müsse — indeß: einfach, höchst einfach! denn, entre nous, in Folge gewisser finanzieller Umstände seien sie genöthigt, sparsam, sehr sparsam zu leben — entgegnet Jansen: „So so!" und denkt an das Briefchen des Herrn Paulet, an Fasanen und Kapaunen.

„Wenn ich euch zur Last falle, dann kann ich ganz gut in einem Wirthshause logieren thu— logieren, lautet die Anwort. Indeß:

„Wirklich nicht, nein, wirklich nicht!"

Bis zum Nachhausekommen des Herr von Middelnesse genießt Jansen die schöne Aussicht auf einen Hinterhof der Residenz und obendrein die Gesellschaft der Frau Base, die, so oft Jansen von dem Dorfe spricht, wo sie ihre frühesten Kinderjahre verlebt und des Vaters erste Gemeinde war, weit weniger Sympathie dafür an den Tag legt, als da sie vor drei Jahren jenen „allerliebsten" Nachmittag darin zubrachte. Auch die Kinder, die noch keine Schule besuchen, haben den Mann aus Geldern wenige Augenblicke mit ihrer Gegenwart beehrt. Mama hat unter muthiger Vermeidung des Wörtchens „Vetter" den lieben Bleichnäschen, welche dreinschauen, als hätten sie einen Ekel vor dem Manne, befohlen, ihm einen guten Tag zu wünschen und die Händchen zu geben.

Emilchen hat „Pfui!" gesagt und Lieschen hat zwar gehorcht, ist jedoch mit den leise gesprochenen Worten: „Hu, wie rauh!" rasch zurückgelaufen, während die beiden andern Sprößlinge über die „närrische Sprache" des Mannes so auffällig gelacht haben, daß Mama unverzüglich den Rückzug angeordnet hat.

* * *

Der Haagsche Vetter ist nach Hause gekommen, und zwar — sehr spät: er hatte auf seinem Bureau von der gnädigen Frau ein Billetchen erhalten. Wirklich, auf den ersten Blick weiß er nicht .... wen er das Vergnügen hat, zu — ä .... Ach, ja richtig! Ja ja, ganz richtig.... Es ist schon lange her, indeß, er erinnert sich doch noch, daß er mit seiner Gattin damals, als sie ihrem Geburtsorte so gern einen Besuch abstatten wollte, einmal ein paar Nachmittagsstündchen bei „Herrn Jansen" zugebracht hat. Er findet es recht freundlich, daß „Herr Jansen" sich die Mühe genommen, ihnen hier einen Besuch zu machen und daß.... daß das Regnen gar nicht aufhören will. Wo „Herr Jansen" abgestiegen sei? In jedem Fall müsse er mit ihnen zu Mittag speisen, wenn schon à la fortune du pot — sei Herr Jansen auch aus der Betüwe, so verstehe er doch gewiß Französisch —; nicht wahr, besondere Umstände liebe man in Gelderland ja ebenfalls nicht?

Für die Kinder wird's ein Festtag. Mama hat für gut befunden, sie in der Kinderstube allein essen zu lassen. Sienchen be-

kommt die Hände frei, da die gnädige Frau gesagt hat: „Sienchen, ich werde selbst decken, da der Herr mit diesem Manne etwas zu besprechen hat.“

Was indeß zwischen diesem Manne und Herrn von Middelnesse verhandelt wird, ist von sehr wenig Belang, denn die Gespräche des vornehmen Vetters berühren fast ausschließlich nur das wenige Belangreiche, das die Residenz an Sehenswürdigkeiten aufzuweisen hat.

„Aber die Standbilder von Wilhelm dem Schweiger zu Pferd und zu Fuß?“ meint Jansen.

„Ja — ach ja, die sind nicht übel,“ versetzt von Middelnesse; „ja, die müssen Sie sehen,“ und — er hat einen allerliebsten Plan entworfen. „Morgen, sehen Sie, ist er den ganzen Tag, buchstäblich den ganzen Tag von seinen Amtspflichten in Anspruch genommen; wie gern er auch möchte, es würde ihm absolut unmöglich sein, „Herrn Jansen“ zu begleiten; allein gleich nach dem Essen, gegen Abend, dann wird er sich das Vergnügen machen, Herrn Jansen in der Stadt umherzuführen: es ist dann beim Gaslicht allerliebst auf der Straße, und die Standbilder kann man dann eben so gut sehen wie bei Tage.“

„Nicht wahr,“ fährt der Hausherr fort, nachdem er ein kleines Weilchen am Fenster gestanden und, mit den weißen Fingern auf den Scheiben trommelnd, von der gnädigen Frau einige geflüsterte Worte aufgefangen hat, „nicht wahr, Sie bleiben doch auf jeden Fall heute Nacht unter unserm Dache? Meinen Abend widme ich Ihnen gern, und morgen....morgen, sehen Sie,“ setzt er nachdenklich hinzu, „morgen hab' ich vielleicht Jemanden, der Ihnen für eine Kleinigkeit den Weg zeigt; ich für meine Person — ja 's wahr, Emilie — übermorgen früh muß ich absolut — absolut nach Amsterdam.“

Sie sind zwar etwas merkwürdig und steif, diese Leute, räsonnirt Jansen bei sich, allein sie wollen doch thun, was sie können.... Es war aber auch etwas stark, so mir nichts dir nichts zu kommen; sie hatten dazumal erst geschrieben! Ja ja, sie konnten's ja auch nicht riechen, daß er die Absicht hatte, ganze drei Tage zu bleiben... Anne-Liese hielt von Ueberraschungen, allein Jedermanns Liebhaberei ist das eben nicht. Vetter und Base nun vor den Kopf stoßen und nochmals vom Wirthshause reden, nein, das ging nicht an; sie waren doch recht freundlich; das Briefchen von dem Paulet

konnte ja ganz gut ein altes Briefchen sein; Tag und Datum hatten nicht darauf gestanden.

„Na, Vetter und Base, dann will ich mal so freimüthig sein, von euerm Angebot Gebrauch zu machen," entscheidet sich Jansen. „Und wenn's euch nicht genirt, dann will ich nur frei von der Leber weg gestehen, daß ich morgen Nacht auch noch dran wagen will, um übermorgen — wahrhaftig, das trifft sich prächtig! — mit Ihnen nach Amsterdam zu fahren."

„O.... o.... gewiß, gewiß!" versichert der Haagsche Vetter, während er sich entsetzlich geräuschvoll die Nase schnäuzt, und seine Gattin vermag, indem sie hastig zum Fenster hinausblickt, trotz der fatalen Wendung, ein Lächeln nicht zu unterdrücken.

Jansen hätte zwar gern einen kleinen Bittern gehabt — indeß....

Wirklich, die gnädige Frau hat Wort gehalten: mit dem Essen hat man nicht die mindesten Umstände gemacht. Hatte sie es auch in der That etwas kärglich gefunden und beschlich sie beim Auftragen auch eine gewisse Verlegenheit gegenüber diesem gutmüthigen Manne — Charles hatte es so gewollt, und Charles.... Charles durfte ja doch nicht durch ihre bürgerliche Verwandtschaft belästigt werden!

Herr von Middelnesse geht selbst, um Wein zu holen, kehrt mit einer Flasche zurück, entkorkt sie und schenkt ein:

„Mein Gott, Emilie, da hab' ich ja Essig....!"

„Essig!? Pfui! ... Die Flaschen stehen links...."

Zurück in den Keller und wieder zum Vorschein gekommen, entkorkt von Middelnesse von neuem eine Flasche. Man sitzt, er schenkt ein.... „Herrje, Bier!.... Und Sie möchten wahrscheinlich lieber Wein trinken!.... Uebrigens.... dieses Bier.... so übel ist's nicht.... bitte, probiren Sie mal...."

Jansen ist ganz damit zufrieden, wenngleich für keinen Deut Kraft darin ist und er, wenn der Brauer ihm solches Bier lieferte, sagen würde: trinkt das gefälligst selbst!

Uebrigens glaubt er ganz bestimmt, daß dem Vetter und der Base während der verflossenen drei Jahre die Magen zusammengeschrumpft sind. Eh' man sich's versieht, sind die Schüsseln leer, und dabei behauptet der Vetter noch, „viel gegessen" zu haben.

Nach dem Diner wird der Mann aus Gelderland ersucht, sich

mit seinem Wirthe in dessen Zimmer zu verfügen, um dort eine Cigarre zu rauchen; man braucht dann nicht bei dem Abdecken da zu sitzen und sich durch das Mädchen geniren zu lassen.

„Gut, Vetter,“ sagt Jansen, obschon ihn sehr darnach verlangt, hinaus zu kommen.

Und im Zimmer des Herrn von Middelnesse rauchen und plaudern die beiden Vettern, und der Haagische Vetter findet die Idee, übermorgen zusammen zu reisen, allerdings ganz allerliebst, gibt jedoch ernstlich zu bedenken, ob es nicht weit zweckmäßiger sei, wenn Herr Jansen — fortwährend „Herr Jansen“ — den Weg über Rotterdam einschlüge, um en passant den sehr interessanten Städten Delft und Schiedam einen Besuch abzustatten.

„Delft, ach Delft! Da haben Sie eine Fülle historischer Erinnerungen — auch die Treppe, auf welcher Prinz Wilhelm der Erste....“

„Jawohl — von Balthasar Gerards gemeuchelt — ermordet wurde,“ ergänzt Jansen. „Ja richtig! Sie meinen also, ich müßte erst Delft vornehmen... ?“

„Gewiß, ganz gewiß!“ — und von Middelnesse entwirft in der That einen sehr schönen Reiseplan: Scheveningen jedoch — Scheveningen vergißt er ganz und gar.

„Aber ich wollte auch die See sehen,“ erinnert der Vetter aus Geldern.

„Das ist wahr, das ist wahr!“.... Nun ja, der Cicerone, welcher Jansen morgen umherführen wird, muß ihn dann auch eben an die See bringen. „Zunächst, sehen Sie, das Museum.... das königliche Schloß.... dann Scheveningen — Sie würden dort im Nothfall essen können! Alsdann wieder zurück.... der Kanal .... das Wäldchen.... der Orangeriesaal.... enfin — dann sind Sie gegen Abend wieder zu Hause, können ruhig ausschlafen und am andern Morgen frischen Muthes mit dem ersten Zuge nach Delft weiterreisen.“

Jansen findet es recht verdrießlich, daß der Vetter morgen so sehr mit Amtsgeschäften überhäuft ist — aber das ist nun einmal nicht zu ändern; und da nun die Laternenanzünder gerade ihre Runde beginnen, um die in Dunkel gehüllte Stadt zu erleuchten, macht von Middelnesse den Vorschlag, die beabsichtigte Abendpromenade nunmehr anzutreten.

In den Flur gekommen, erhält der Hausherr von dem Dienstmädchen die Nachricht, daß sie die Fräulein Lamker — die als Hausfreundinnen niemals abgewiesen werden — eingelassen habe. Von Middelnesse hatte bereits die Hand an das Schloß gelegt, um eben zu sagen, daß sie ausgingen; aber hastig, als hätt' er sich verbrannt, zieht er die Hand wieder zurück und flüstert dem Vetter ins Ohr:

„O weh! Dann kämen wir heut' Abend gar nicht aus dem Hause! Schnell, schnell, eh' man uns hört!"

„Na, dann allong," sagt Jansen und folgt dem Vetter zum Hause hinaus und besieht sich bei Gaslicht die Residenzstadt Haag, während sein vornehmer Begleiter mit einem ausrangirten Hute auf dem Kopfe, der ihm bis tief in die Augen geht, sorgfältig die belebten Straßen meidet, denn dort — „ist gar kein Durchkommen."

5. Drei Schlafgemächer.

Herr von Middelnesse liegt in dem großen Bette. Die gnädige Frau macht sich Papilotten.

„'S ist unangenehm, recht unangenehm mit solchen Verwandten!"

„Aber mein Gott, Charles, was kann ich dafür!"

„Du hättest nie auf den absonderlichen Einfall kommen sollen, solchen Verwandten einen Besuch zu machen!"

„Du bist ja doch dabei gewesen, — und damals schienen es dir so allerliebste Menschen!"

„Gutmüthig, gutmüthig bis zur Lächerlichkeit; aber dumm — entsetzlich dumm, sonst wäre der Mann nicht hierher gekommen."

„Ja, Charles, es thut mir leid.... aber...."

„Wenn er's sich einfallen läßt, auch noch übermorgen zu bleiben, dann.... dann.... werf' ich ihn aus dem Hause, oder ich bleibe im Bett liegen, und dann kannst du mit deinem lieben Verwandten allein die Gesellschaft geben und meinen Geburtstag feiern."

„Sei doch nicht böse, Charles.... es ist ja doch nicht *meine* Schuld! Freilich, Jansen hätte vernünftiger sein müssen oder sich wenigstens eine anständigere Kleidung anschaffen und sich seine bäuerische Sprache etwas mehr abgewöhnen sollen. Es thut mir leid, Lieber, aber wirklich, ich kann nichts dafür.... Ich habe ihn,

obgleich es mir etwas peinlich war, durchaus nicht animirt und alles mögliche gethan, um ihn vor den Dienstmädchen und den Kindern unsichtbar zu halten."

„Die ganze Nachbarschaft wird erfahren, daß wir bäurische Verwandte haben."

„Durchaus nicht, Charles, durchaus nicht! Nicht einmal die Mädchen wissen es, denn Siendchen konnte gar nicht begreifen, daß dieser Mann, wie sie sich ausdrückte, die Nacht über hier bleiben sollte."

„Es ist auch deine Sache, Emilie, dafür zu sorgen, daß es geheim bleibt!.... Ein Glück, daß er sich morgen schon in aller Frühe auf die Beine macht, um vor Eintritt der Dämmerung nicht zurück zu kehren! Dann sofort in mein Zimmer mit ihm und am andern Morgen — coute que coute! — die Rückreise angetreten! ....Möchte gern wissen, ob Schmitts, dem wir heut' Abend begegneten, mich erkannt hat!.... 'S ist eine fatale Geschichte! Es gibt nun einmal Standesunterschiede in der Welt.... Man muß doch seine Stel—lung.... bewahren.. . Siehst du, Stel—lung.... Stand....bilder.... hier....her.... jawohl.... von Eisen...."

* * *

In einem sehr dürftig und armselig möblirten Dachstübchen entledigt sich der Vetter aus Geldern beim Schein eines Oellämpchens seiner Sonntagskleider. Jansen gibt wenig auf Glanz und Pracht, und das Kämmerchen genügt seinen Ansprüchen vollkommen .... in dem Bette dort wird er recht gut schlafen!

Obgleich es ihm bei Vetter und Base nicht besonders gefällt, so glaubt er doch, daß sie Alles thun, was sie können. Anne-Lise begriff das so recht nicht, indeß — heutzutage ist den Leuten wenig damit gedient, daß man ihnen so ohne Weiteres mit der Thür ins Haus fällt, vor allem den Stadtleuten nicht.... und sieh, da hatten sie es noch so eingerichtet, daß er bei ihnen logiren konnte.... der Vetter war doch selbst mit ihm ausgegangen.... Allerdings ein bischen steif und merkwürdig, doch im Uebrigen....

Jansen vernimmt Geräusch. Es kommt Jemand die Bodentreppe herauf. Zwei Personen nähern sich seinem Stübchen....

Nein, neben dem seinen scheint noch ein anderes Kämmerchen zu sein.... Man geht hinein.

Ein gewaltiges Gähnen — ein solches, wobei der Gähnende sich schrecklich reckt — dringt an das Ohr des Gastes, und während des Gähnens hört er die Worte: „Ach, wie schön, daß man endlich in die Federn kommt!"

Jansen verhält sich still, denn das klingt ja merkwürdig nahe; ohne Zweifel schlafen dort die Mädchen und sind die Kämmerchen nur durch einen Bretterverschlag von einander geschieden.

Unmittelbar nach jenem Ausspruch der Gähnenden heißt es im Flüsterton — und doch so vernehmlich, als wären die Worte an ihn gerichtet —:

„Du mußt nicht so laut reden; der Mann schläft da nebenan und man kann Alles hören!"

„Ach was!" lautet die Antwort, die jetzt ebenfalls im Flüsterton gegeben wird, „ich werde mich auch vor so einem gelderschen Bären geniren! Jedenfalls, wett' ich, schnarcht er schon wie ein Ochs!"

„Wußtest du schon, daß unsere Herrschaft von so gewöhnlicher Herkunft ist?" flüstert das Kindermädchen.

„Nein, und sie wollen's auch gar nicht gewußt haben," erwidert Sienchen; „eigentlich kann man's ihnen ganz gut ansehen."

„Ganz gut," bestätigt die jüngere; „denn hab' ich nicht immer gesagt, unser Herr gleiche dem Klempner bei uns in Scheveningen?"

„Bist du toll!"

„Ja, und nun will ich ihn doch gelegentlich mal fragen, ob er mit unserm Herrn verwandt ist.... Der da nebenan ist ein richtiger Vetter von ihnen."

„Sie sollten sich was schämen," meint das ältere Dienstmädchen, setzt jedoch sofort hinzu: „Na, das thun sie denn auch nicht wenig. Als heute Morgen Major von Amberg kam, da flog sie mit ihrem Vetterchen aus dem Zimmer, noch bevor dieser einen Fuß hineingesetzt hatte."

„Und welche Angst sie hatten, wir möchten hören, daß er sie Vetter und Base nannte! Aber ich hab's doch zweimal gehört; und in wie komischer Weise er's sagte! Hi hi hi — V e t t e r, sagt' er," lacht das Mädchen.

Die Aeltere stimmt laut und herzlich in das Lachen ein.

„Sei doch still!“ mahnt die Jüngere.

„Ach was kann mir daran liegen!“ fährt die Aeltere fort. „Warum haben sie ihren schönen Vetter auch nicht im Fremdenzimmer untergebracht? Aber, siehst du, das wäre zu auffällig gewesen. Die Madam wollte mir weis machen, es sei der Bauer, von dem sie früher immer die Butter genommen und der nun sein Schäfchen im Trocknen habe; sie wolle, sagte sie, dem Manne die Wirthshauskosten ersparen, darum habe sie ihm das Dachstübchen angewiesen.“

„Das ist doch die gewöhnlichste Verwandtschaft, die man haben kann — so'n Bauer aus Geldern!“ nimmt die Kleine wieder das Wort. „Und wie er spricht — hab' mein Lebtag eine so komische Sprache nicht gehört!.... Wo ischt maine Mitze? — O, thank' Ihn'n!.... Nach einigem Schweigen: „Es wäre köstlich, wenn er bis übermorgen zum Geburtstage unseres Herrn bliebe! Ich lachte mich todt, wenn er bei der Gesellschaft sitzen müßte.“

„Da sind sie auch bange genug vor, das glaube nur!“ versichert Siendchen. „Aber als ich heute Abend an unseres Herrn Zimmer vorüber kam, da hört' ich zufällig, wie er ihm zu verstehen gab, daß er übermorgen abmarschiren müsse. Meinetwegen mag er schon morgen gehen, denn mit seinen plumpen Schuhen bringt er immer so viel Schmutz herein, und Trinkgelder — na, da sieht er mir nicht nach aus!“

Gähnen. Knarren. Verschieben der Bettvorhänge. Abermaliges Knarren.

„Gute Nacht, Dortchen!“

„Schlaf' wohl, Siendchen!“

Schweigen!

In Jansen's Stübchen liegen die Sonntagskleider über dem Stuhl, ihr Besitzer aber sucht in seinem etwas feuchten Bette längere Zeit vergebens einzuschlafen.

6. Am andern Tage.

Kaum war das Ehepaar von Middelnesse aufgestanden, als auch der gelderſche Vetter sich im Frühstückszimmer einfand. Er war bereits ein paar Stündchen auf gewesen und hatte schon einige Straßen abgelaufen.... Nein, so besonders hatte er nicht geschlafen, das Bett jedoch — ja das war ganz gut gewesen.

Jawohl, jawohl, Jansen hatte schon daran gedacht, daß der Mann, der ihm den Weg zeigen sollte, in einem halben Stündchen kommen würde; ein klein Stückchen Brod will er sich nehmen, sonst nichts; denn Hunger — Hunger hatte er nicht im mindesten, und — und — er meinte, er thue am besten, nur jetzt gleich Abschied zu nehmen; es war viel bequemer, daß er, nachdem er Alles gesehen, heut' Abend mit dem Zuge nach Delft fuhr, denn seht ihr, dann war er gleich morgen, wo er sein mußte, und — schneller wieder zu Hause; verlangte ihn doch auch wieder nach den Seinen.

Der Herr Vetter mußte eingestehen, daß Herr Jansen so wirklich am verständigsten handle, im Uebrigen jedoch wäre es ihnen sehr angenehm gewesen, wenn Herr Jansen noch einen Abend — ganz familiär — und eine Nacht bei ihnen hätte zubringen wollen; jedenfalls müsse er noch ein Butterbrödchen zu sich nehmen, man müsse sich ja doch zur Reise stärken; und die gnädige Frau ist in Allem mit ihrem Gatten einverstanden, geht ans Büffet, nimmt ein Stückchen Käse und präsentirt es dem Vetter, allein:

„Danke Ihnen, nein, danke Ihnen!“

Der Cicerone wartet unten im Flur.

Der Abschied der Verwandten ist in den Zimmern recht herzlich; von Middelnesse sagt sogar, daß er dem „Vetter“ eine glückliche Reise wünsche, die gnädige Frau hofft, daß der „Vetter“ seine Familie gesund wieder finden werde und ihr Gatte setzt hinzu:

„Wenn Sie vielleicht Ihren Plan ändern sollten — unser Haus steht Ihnen jederzeit offen, je länger Sie bleiben, um so lieber!.... Was die Züge betrifft, so wissen Sie ja Bescheid: der, mit dem Sie nach Delft fahren wollen, geht Viertel vor Acht ab....“

„Dank Ihnen.... Viertel nach Acht,“ verbessert Jansen. „Ich hab' mir da eben ein Päckchen Cigarren gekauft, und da steht es genau drauf.“

„Ah richtig, ganz richtig, indeß — immer besser eine Viertelstunde zu früh, als eine halbe Minute zu spät,“ meint von Middelnesse.

„Nun haltet euch gesund und munter mit euern Kindern — allzumal!“ wünscht Jansen nochmals, und damit tritt er in den Hausflur.

Ganz zufällig kommt da gerade Sienchen am Zimmer vorbei.

„Komm mal her, Dierndchen!“ ruft ihr der abreisende Gast zu,

und indem er einen Reichsthaler aus der Tasche zum Vorschein holt und ihn dem Mädchen in die Hand drückt, setzt er flüsternd hinzu: „'S ist kein Bär und auch kein Ochs — zeig' ihn deiner Freundin mal und frag' sie, ob er vielleicht auch dem Klempner gleiche."

Mit einem Gesicht so roth wie Scharlach sagt Sienchen „danke schön!" Dann wird noch einmal ein Lebewohl zwischen den Männern ausgetauscht. Gott sei Dank, Jansen vermeidet das „Vetter!" Da tritt er mit dem Führer auf die Straße, und während der Mann aus der Betüwe auf die Fragen des Fremdenblutsaugers kurzweg: „Nach dem Wäldchen und der See!" antwortet, reibt sich von Middelnesse die aristokratisch weißen Hände, kehrt zu seiner Gattin zurück und sagt entzückt:

„Ueber alle Erwartung! Mir ist, als wär' mir ein Stein vom Herzen gefallen."

„Ja, ich glaubte bestimmt, er würde wenigstens heut' Abend zurückkommen," lautet die Antwort der gnädigen Frau, und dann setzt sie hinzu: „Es freute mich sehr, Charles, daß du den guten Mann noch ein wenig animirtest — da, Lieber!"

Und Emilie gibt Charles einen Kuß.

„Höre," fährt der Liebe fort, der sich den Kuß gern gefallen läßt — den Kuß, der ihm die Versicherung gibt, daß er das Richtige getroffen: „höre, Emilie, es gibt nun einmal Standesunterschiede in der Welt! Verwandte oder keine Verwandte — so viel eben möglich, muß man seinen Stand bewahren, und man compromittirt sich, wenn man solche Menschen in seinem Hause empfängt. Wie gesagt, Emilie, es gibt nun einmal Standesunterschiede in der Welt, und wenn man auf solcher Höhe steht, darf man sich nicht erniedrigen!"

Richtig! Es gibt nun einmal Standesunterschiede in der Welt und man darf sich nicht erniedrigen....

7. Aber:

Etwa ein Jahr nachdem Jansen von seinem Ausfluge nach Hause zurückgekehrt ist und seiner Anne-Lise kaum von etwas Anderem als von der Großartigkeit der See erzählt hat, nur mit dem Zusatz, er vermöge nicht zu begreifen, wie ein Mensch, der beständig die See vor sich habe, kleingeistig sein könne, — etwa ein Jahr nach

diesem Abstecher erhält der gelderſche Bauer gegen Abend einen Brief folgenden Inhalts:

„Sehr werther und hochgeehrter Herr Vetter!

Indem wir uns noch immer mit dem größten Vergnügen des Tages unſeres erſten Bekanntwerdens erinnern und mit nicht geringerm Vergnügen Ihres angenehmen Beſuches bei uns gedenken, bedauern wir aufrichtig, daß wir nicht noch einmal die Freude haben konnten, Sie in unſrer Wohnung zu empfangen. Wie ſehr Ihr Beſuch uns an ſich auch erfreuen würde — wir müſſen Ihnen offen geſtehen, daß wir nicht in der Lage ſein würden, Ihnen ein anſtändiges Nachtlager zu bieten. Denn Sie müſſen wiſſen, ſehr geehrter Herr Vetter, daß wir ſeit unſerm letzten Zuſammenſein eine andere, viel kleinere Wohnung bezogen haben. Ein Zuſammentreffen von Umſtänden — vorzugsweiſe durch die Ihnen bekannte neueſte und allgemeine finanzielle Kriſis verurſacht — ließ uns den Entſchluß faſſen, uns zu dieſen und noch verſchiedenen andern Einſchränkungen zu verſtehen. Das ſchreckliche Fallen der Effecten, auf die ich ſo ſicher vertraut und zu deren Ankauf ich gewiſſe Gelder verwendet hatte, bringt mich augenblicklich ſogar in die bitterſte Verlegenheit. Sehr ungern möchte ich mich an Jemand anders als an Sie wenden, der Sie, abgeſehen von den verwandtſchaftlichen Beziehungen, in welchen Sie zu meiner Gattin ſtehen, uns ſo oft und ſo unzweideutig die Beweiſe Ihrer Sympathie gegeben haben. Ich nehme mir daher die Freiheit, ſehr geehrter Herr Vetter, Sie höflichſt, aber dringend zu bitten, mir die Summe von zweitauſend vierhundert Gulden gegen einen von Ihnen feſtzuſetzenden Zinsfuß leihen und womöglich binnen drei Tagen ſenden zu wollen. Die Ehre und das Glück meiner Familie hängen von Ihrem Entſchluſſe ab. Ich beſchwöre Sie, bereiten Sie mir keine Enttäuſchung; erfreuen Sie mich durch die Zuſendung des Geldes und halten Sie ſich verſichert, daß ich, hochgeehrter Herr Vetter, ſtets bleiben werde

Ihr ergebenſter Vetter und Freund

Haag, 3. Nov. 18..

C. von Middelneſſe.

P. S. Bitte unſere herzlichſten Grüße an Ihre ſehr werthe Gattin, unſere Baſe, und an Ihre lieben Kinder zu beſtellen."

Und der gelderſche Vetter — er ging hinaus ins Freie, und es

war ihm, als ob in seiner Brust zwei Gewalten mit einander stritten: nein — ja — nein — ja!

Als Jansen wieder nach Hause kam, fand Mutter, daß er sehr stille sei.

Eh' er sich zu Bett begab, las er ein Kapitel in der Bibel. Des Nachts schlief er ganz ruhig und am andern Morgen — da legte er zwei Papierchen von je tausend und vier von je hundert Gulden in ein Briefcouvert und fügte die Worte hinzu:

„Mit Gruß; ersuche um Quittung. In Effecten speculiren ist gefährlich. In großer Eile.

Ergebenst

B., 4. Nov. 18..

G. Jansen.

So handelte der Vetter aus Geldern, und Herr von Middelnesse — er lachte, als er den Brief erhielt, und seine Gattin — ach, sie bekam so schreckliche Kopfschmerzen, daß es ihr wirklich Mühe machte, die Augen zum Himmel aufzuschlagen.

— —

Schiffbruch.

Von

Rudolph Lindau.

I.

Im Jahre 1864 lebte in Yokohama in Japan ein Mann, Namens Parker, der bei jeder Gelegenheit ein außerordentliches Interesse für das allgemeine Wohl der fremden Gemeinde an den Tag legte und der sich auf diese Weise den Ehrenbeinamen „the Public Spirited" — „der für das Gemeinwohl Bedachte" — erworben hatte. „Public Spirited" Parker, oder P. S. Parker, wie er von allen seinen Freunden genannt wurde, hatte eine Specialität: er gründete Clubs. Der Renn-Club, der Schlittschuhläufer-Club, der Cricket-Club, der Racket-Club, der Regatta-Club, der Yokohama United-Club endlich verdankten ihm ihren Ursprung. Parker besaß ein außerordentliches Organisations- und Administrationstalent und würde in seinem Vaterlande, England, ein hervorragender Mann geworden sein, wenn er in eine regelmäßige Carriere eingetreten wäre, in der er seine natürlichen Anlagen hätte verwerthen können. Dies war nicht der Fall gewesen; der „Public Spirited" hatte seine Heimath jung verlassen und, seinem Hang nach Abenteuern folgend, während der besten Jahre seines Lebens fremde Länder durchstreift. Er hatte in Indien, am Cap der guten Hoffnung, in Australien und China gelebt, bis ihn der Zufall im Jahre 1864 nach Japan verschlug. Das schöne, damals noch wenig gekannte Land gefiel ihm vor allen andern und er beschloß, sich dort niederzulassen. Er wurde nach kurzer Zeit eine allgemein bekannte, beliebte und geachtete Persönlichkeit. — Wenn ich mich nicht irre, lebt er dort noch heutigen Tages als Besitzer eines kleinen Landgutes, welches den europäischen Markt von Yokohama mit Butter, Milch, Käse, Geflügel, Obst und Gemüse versorgt. —

In dem obengenannten United-Club versammelte sich vor einigen Jahren allabendlich die Mehrzahl der Einwohner von Yokohama. Parker, als Secretär des Clubs, hatte einen französischen Koch engagirt, welcher ein leidlich gutes Diner zu bereiten verstand. Auch konnte man im Club Billard spielen, Kegel schieben oder in der Trinkstube, an der „Bar", sämmtliche Tagesneuigkeiten von Yokohama erfahren, verbreiten und controliren. Subscriptionsbälle — vierzig Tänzer und acht Damen — und Festessen wurden ebenfalls im Club veranstaltet.

Yokohama war damals eine sehr vorurtheilsfreie Stadt, und der United Club konnte nicht eben „exclusiv" genannt werden. Das Comité ballotirte zwar über ein jedes neu aufzunehmende Mitglied, aber der Gebrauch der schwarzen Kugeln schien ihm gewissermaßen unbekannt zu sein. Jedermann, der sich eines unbescholtenen Namens erfreute, war der Aufnahme in den Club sicher. Man fand dort die Officiere der englischen und französischen Garnison von Yokohama, vom Colonel bis zum jüngsten Fähnrich; die Chefs europäischer und amerikanischer Handlungshäuser, sowie die Commis, welche in diesen Häusern angestellt waren; Schiffscapitaine von Kauffahrern und Officiere der fremden Kriegsschiffe, die im Hafen von Yeddo und Yokohama vor Anker lagen. Alles dies lebte friedlich und freundlich nebeneinander. Jeder Fremde, der nach Yokohama kam, wurde zunächst nach dem Club geführt, um dort am selben Abend sämmtliche Einwohner von Yokohama, welchen er vorgestellt zu werden wünschte, kennen zu lernen. Yokohama war eine kleine Stadt, aber es herrschte dort kein kleinstädtischer Ton. Fremde Besucher wurden im Club nicht etwa angestaunt, sondern konnten im Gegentheil unbeachtet und ungenirt thun und treiben, was sie wollten, so lange sie sich innerhalb der weiten Grenzen der Club-Regulativen bewegten.

Ich saß eines Abends, im Monat Juni des Jahres 1864, auf dem hohen Sopha des Billardzimmers und sah einer Partie zwischen zwei geschickten Spielern zu, als ich mich von P. S. Parker rufen hörte. Der „Public Spirited" hatte eine laute, helle Stimme, und Jedermann im großen Billardzimmer mußte so gut wie ich hören, was Parker mir zu sagen hatte. Es war kein Geheimniß. Parker kannte überhaupt nur solche Geheimnisse, die er über alle Dächer schreien durfte.

„Hier stelle ich Ihnen den Dr. Heinrich Günther vor!" rief er. „Er hat Briefe für Sie von gemeinschaftlichen Freunden aus Deutschland. Er ist heute Nachmittag mit dem P. & O. Mail-steamer angekommen und kann Ihnen frische Nachrichten aus der Heimath bringen." — Damit verschwand Parker wieder, um an irgend einem anderen Ende des Clubs irgend einen anderen Dienst zu leisten.

Der Neuangekommene schien etwas verlegen, auf so laute Weise der ganzen Gesellschaft vorgestellt zu werden, und seine Stimme klang leise, fast schüchtern, als er das Gespräch mit mir anknüpfte. Ich hatte ihn flüchtig gemustert und seine Persönlichkeit machte einen höchst angenehmen Eindruck auf mich.

Günther war damals 28 Jahre alt. Ich erfuhr dies später, denn er sah älter aus. Er hatte graues Haar und ein außerordentlich ernsthaftes, ich möchte beinahe sagen sorgenvolles, trauriges Gesicht. Seine tiefliegenden braunen Augen hatten den treuesten Blick, den ich je bei einem Menschen gesehen habe. Der Vergleich, den ich geben werde, ist nicht poetisch, aber er drängte sich mir sofort auf und ist vollständig richtig: der Blick meines Landsmannes erinnerte an den melancholischen, schönen Blick eines treuen Hundes. — Günther's Stirn war breit und edel geformt, die Nase etwas stark; er trug einen langen, vollen Bart, seine Statur erreichte kaum die Mittelgröße, aber war kräftig und symmetrisch.

„Herr Parker hat Ihnen bereits gesagt, daß ich Träger von Briefen für Sie bin" — hob er an. „Ich habe in der That Briefe und Bestellungen für Sie von Ihrem Bruder und von Förster und von Ribbeck."

Im Jahre 1864 wäre ein nicht gastfreundlicher Mensch die seltenste Ausnahme in Yokohama gewesen. — Dies soll sich seitdem etwas geändert haben. — Zur Zeit, von der ich jetzt spreche, konnte kein Fremder mit guten Empfehlungsbriefen nach Yokohama kommen, ohne daß ihm nicht sofort die Häuser aller Derjenigen geöffnet wurden, an die er Einführungen mitgebracht hatte.

Förster und Ribbeck waren alte gute Freunde von mir, und Jemand, der mir von ihnen empfohlen war, konnte mir in Yokohama nichts Anderes als ein willkommener Gast sein. Nachdem ich also die kurzen, herzlichen Schreiben, die Günther aus einer Brieftasche gezogen und mir überreicht hatte, flüchtig gelesen, war

es ganz natürlich, daß ich den Ueberbringer einlud, in mein Haus zu ziehen.

Günther hatte wohl schon auf seiner Reise nach Japan gehört, daß ihm ein solcher Empfang bevorstehe, und nahm meine Einladung ohne jede Förmlichkeit an. Ich führte ihn darauf nach meiner Wohnung, wies ihm ein Zimmer an und stellte einen Kotzkoi — japanesischen Diener — zu seiner Verfügung. Dann ließ ich sein Gepäck holen, das noch auf dem Dampfboote war und bat ihn, wie es die gute Sitte in Yokohama damals allgemein erheischte und wie ich es aufrichtig meinte, mein Haus wie das seinige zu betrachten.

Nach wenigen Tagen schien es mir, als ob ich Günther seit Jahren gekannt hätte. Er war ein einfacher, schlichter Mann. Ich gewann ihn lieb und er schenkte mir bald sein Vertrauen. Im Laufe der langen Unterhaltungen, die ich des Abends auf der Veranda mit ihm hatte, erfuhr ich Folgendes von seiner Lebensgeschichte:

Günther hatte sich den Naturwissenschaften gewidmet. Er hatte in Halle und Berlin studirt und war mit seinem Diplom als Doctor philosophiae nach Paris gewandert, um dort sein Glück zu suchen. Er hatte es nicht gefunden. Es war ihm im Gegentheil in Paris manchmal recht schlecht gegangen. Nachdem er dort drei Jahre lang eine Art Zigeunerleben geführt hatte, war er in seine Heimath zurückgekehrt, um eine winzig kleine Erbschaft anzutreten. In seiner Heimath hatte er ein junges Mädchen kennen und lieben gelernt, und einer deutschen, bürgerlichen, unklugen, aber nicht unschönen Sitte folgend, hatte er sich mit ihr verlobt, ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, wie er es anfangen könne, sich zu verheirathen und Frau und Kind zu ernähren.

Günther, der sich den ganzen Tag mit Zahlen beschäftigte und ein vorzüglicher Mathematiker war, zeigte sich als ein höchst mittelmäßiger Rechner, sobald es sich um seine eigenen finanziellen Verhältnisse handelte. Bei Gelegenheit seiner Verlobung mußte die leidige Geldfrage nun aber doch auch berücksichtigt werden, und sie erwies sich im vorliegenden Falle als so außerordentlich einfach, daß es selbst dem unpraktischen Heinrich sonnenklar wurde, dieselbe widersetze sich einer sofortigen Verheirathung mit seiner geliebten Marie. Aber Günther verlor den Muth nicht leicht. — „Alles wird schließlich schon in Ordnung kommen,“ pflegte er zu sagen.

Er zweifelte auch nicht einen Augenblick daran, daß seine Verheirathung „schließlich irgendwie“ möglich werden würde, und machte sich ohne Zeitverlust daran, sich nach einer socialen Stellung umzusehen.

Leute, die aus irgend einem Grunde die breiten Straßen verlassen, auf denen die Mehrzahl der Menschen von der Wiege zum Grabe wandelt, haben gewöhnlich große Mühe, sich auf den engen Seitenwegen durchzuschlagen, welche mit diesen Straßen, Carrieren genannt, parallel laufen. Auch der beschränkteste Auscultator und Referendarius bringt es schließlich mit gewöhnlichem Glücke bis zum Rath, und jeder Fähnrich ist sicher, wenn Gott ihm langes Leben schenkt, als Major oder Oberst zu sterben. Die Zeit macht in diesen Fällen, wenn auch nicht Alles, so doch Vieles gut und ersetzt bis zu einem gewissen Grade Begabung und Tüchtigkeit. Aber der Mann, der aus den gebahnten, eben getretenen Lebenswegen heraustritt, der durch eigenen Willen oder durch äußere Verhältnisse von den großen Straßen entfernt wird und sich nun seinen eigenen Weg zu suchen hat — der Mann muß außergewöhnliches Glück oder außergewöhnliche Kraft und Energie besitzen, um nicht bald im Kampfe gegen die Hindernisse, die sich ihm überall entgegenstellen, zu unterliegen. — Wie Viele habe ich nicht selbst auf den Seitenwegen des Lebens kläglich zu Grunde gehen sehen, die gewiß Kraft genug besaßen, um auf den breiten Straßen im gewöhnlichen Marschtempo fortzuschreiten, — arme, müde Wanderer, die erschöpft niedersanken, und die, von Wenigen gekannt, von Wenigen bemitleidet, ein traurig bewegtes Leben jung abgeschlossen haben, um spurlos zu verschwinden und rasch und vollständig vergessen zu werden.

Heinrich Günther war nicht in eine regelmäßige Carriere eingetreten. — Liebe zur Unabhängigkeit, Sorglosigkeit und Selbstvertrauen hatten ihn bewogen, sich seinen eigenen Lebensweg bahnen zu wollen. Seine ersten Schritte — die Reise nach Paris — hatten ihn nicht vorwärts gebracht. Er war nun 26 Jahre alt, ohne Stellung, im Besitz eines Vermögens, das zu klein war, um mit Nutzen verzinst werden zu können, und außerdem der förmlich verlobte und ernsthaft verliebte Bräutigam eines jungen Mädchens, das ebenso arm und ebenso sorglos wie er war, und das sich vollständig beruhigt fühlte, wenn Günther seine Zukunftspläne mit den

trostreichen Worten schloß: „Sei nur ganz ruhig, mein liebes Kind, Alles wird schon schließlich in Ordnung kommen." — „Ich habe nicht die geringste Besorgniß," antwortete sie dann, „Du wirst schon Alles in Ordnung bringen."

Es zeigte sich nun aber bald, daß dies doch eigentlich nicht so leicht sei, wie unsere beiden Verliebten vermuthet hatten. Ein Mathematiker und Physiker, selbst wenn er sehr tüchtig ist und mit Lust und Liebe weiterstudirt, so daß er täglich tüchtiger wird, findet viel schwerer irgend ein Unterkommen, als der erste beste, mittelmäßig gute Schuster- und Schneidergeselle. Dazu kam noch, daß Günther ein sehr schlechter Bittsteller war und es ganz und gar nicht verstand, sich selbst so anzuempfehlen, wie er es verdient hätte, und wie Jeder, der ihn kannte, ihn gern empfohlen haben würde.

Nachdem Günther nahe an sechs Monate „suchend" in Berlin umhergegangen war, wurde ihm die Zeit sehr lang und das Herz etwas schwer. Seine Braut schrieb ihm die zärtlichsten Briefe; auch nicht der entfernteste Anklang einer Klage, nicht das schwächste Symptom von Enttäuschung war in denselben zu finden. Marie war ganz sicher, daß ihr „guter, lieber Heinrich schließlich Alles in Ordnung bringen werde," und nur im gemeinschaftlichen Interesse, wie ein Zeichen der Theilnahme und nicht etwa der Besorgniß erlaubte sie sich manchmal die schüchterne Anfrage, wie denn die Sachen eigentlich ständen, ob irgend eine bestimmte, wenn auch noch entfernte Aussicht vorhanden sei, daß „Alles" nun in einer gewissen definirten Form „in Ordnung kommen werde." —

Heinrich hatte große Mühe, diese Briefe so zu beantworten, wie er es für seine Pflicht hielt. Klagen über das eigne Schicksal schienen ihm unter allen Umständen als eines Mannes unwürdig; einem geliebten Wesen aber, das beim besten Willen nichts helfen konnte, das Herz durch Klagen schwer machen, um sich dadurch das eigne Gemüth zu erleichtern, währe ihm wie eine erbärmliche Feigheit und unnütze Grausamkeit vorgekommen. Die Briefe an „meine geliebte, einzige Marie" gaben zu der Zeit ein sehr geschmeicheltes Bild von der Gemüthsverfassung unseres Freundes. Er schrieb, er fahre fort, sich nach einer annehmbaren Stellung umzusehen, er gebe durchaus nicht die Hoffnung auf, eine solche zu finden; dies sei etwas schwieger, als er anfänglich geglaubt habe; aber er bleibe guten Muthes und er könne nur wiederholen und immer wieder-

holen, sie, „die einzige geliebte Marie“ solle sich keine Sorgen machen und solle ruhig überzeugt bleiben, daß „schließlich Alles in Ordnung kommen werde.“ —

Aber es schien nicht in Ordnung kommen zu wollen. Günther hatte hunderte von unnützen Versuchen gemacht und sein Muth fing an zu wanken. Appetitlosigkeit und schlaflose Nächte stellten sich ein; die Stirn erbleichte, ja die Haare ergrauten, und die guten, ehrlichen, treuen Augen blickten mit jedem Tage sorgenvoller und trauriger. Keine Klage kam über seine Lippen, aber es zuckte schmerzlich um den festgeschlossenen Mund, der schweigsam und doch deutlich die Leiden unseres Freundes erzählte. Eines Abends fühlte sich Günther sehr angegriffen und am nächsten Morgen konnte er nicht aufstehen: er war krank.

Dr. Förster, den Günther an sein Bett rief, hatte mit ihm studirt und war ein ergebener Freund.

„Du bist nicht krank,“ sagte er, „Du bist aufgeregt, unruhig; Deine Nerven sind überreizt. Um Dich curiren zu können, müßte ich zunächst wissen, weshalb Du Dir Sorgen machst, und dann in der Lage sein, diese Sorgen zu beseitigen.“

Günther war ganz der Mann dazu, sich selbst objectiv zu betrachten. Ohne sich bitten zu lassen und ohne sich zu beklagen, er-erzählte er aufrichtig und einfach, was ihm fehle.

„Siehst Du, Förster,“ schloß er seine Bekenntnisse, „es ist mir ja meinetwegen gar nicht soviel daran gelegen, ob ich heute oder morgen oder in zehn Jahren eine Stellung finde. Soviel wie ich zum Leben gebrauche, kann ich mir schon noch verdienen. Außerdem bin ich gar nicht in Verlegenheit. Ich habe noch mehrere hundert Thaler und könnte von meinem eignen Capitale und ohne einen Heller zu verdienen noch zwei, drei Jahre lang anständig leben. Glaube nicht, daß ich meinetwegen sorge. Die Sache ist nur die, verstehst Du, daß ich mich verlobt habe, daß ich einem reinen, guten Mädchen Vertrauen eingeflößt habe, und daß ich mich nicht in der Lage fühle, dies Vertrauen zu rechtfertigen. Meine Braut hat eine viel zu gute Meinung von mir. Sie hält mich für einen Mann, der Alles erreichen kann, dem Alles gelingen muß. Ich wage nun gar nicht, ihr zu sagen, wie schwach und hilflos ich mich fühle; nicht aus Eitelkeit, dies versichere ich, sondern weil es ihr

wirklich bittere Schmerzen verursachen würde, sich in mir getäuscht zu haben.“ —

Als Förster einige Tage später wieder zu Günther kam, sah dieser auf dem Gesichte seines Freundes, daß er ihm irgend eine angenehme Mittheilung zu machen habe.

„Heraus mit dem Gesundheitstrank, Doktor,“ sagte er, „Du hast mir etwas Gutes mitzutheilen. Ich bin ungeduldig. Laß mich nicht warten.“

„Zuerst eine Frage,“ war Förster's Antwort. „Würdest Du etwas dagegen haben, eine große Reise zu machen, über Land und Meer zu gehen und vielleicht Jahre lang von Europa abwesend zu bleiben?“

„Nicht im Mindesten,“ erwiderte Günther, ohne nachzudenken.

Förster erzählte darauf, daß er seinem Freunde kein bestimmtes Anerbieten zu machen habe, daß er ihm aber von einer Reise nach Japan mit ziemlicher Sicherheit guten Erfolg versprechen zu können glaube. Er wisse, daß die japanesische Regierung deutsche Lehrer suche und daß sie diese Lehrer sehr anständig bezahle; und er habe einen erprobten Freund in Japan, der dort eine einflußreiche Stellung einnehme und gewiß Alles thun würde, was in seinen Kräften stände, um Günther zur Erreichung seines Zieles behülflich zu sein.

„Mein Rath ist folgender,“ schloß er. „Mache Dein Hab und Gut zu baarem Gelde, sage Deiner Braut, daß sie ein braves Kind sein muß, daß sie sich noch einige Jahre zu gedulden habe und geh' auf gut Glück nach Japan. Ich kann Dir die besten Empfehlungen für meinen Freund dort mitgeben und ich garantire Dir, daß er Dich mit offenen Armen empfangen wird.“

Günther hatte sich die Sache eine halbe Stunde lang überlegt, war am nächsten Tage, vollständig geheilt, zu seiner Braut gereist, und hatte diese mit Leichtigkeit davon überzeugt, daß er im gemeinschaftlichen Interesse nichts Besseres thun könne als nach Japan zu gehen. Er hatte darauf unter heißen Thränen von ihr Abschied genommen, war auf ein Schiff gestiegen und ohne Unfall in Yokohama angekommen, um dort „Alles in Ordnung zu bringen.“

II.

Es gelang mir, nach einigen Wochen, Günther eine Stelle an der neugegründeten Hochschule in Yeddo zu verschaffen. Selten

sah ich einen glücklicheren Menschen als den braven Doctor an dem Tage, an dem er einen Contract auf drei Jahre mit der japanesischen Regierung gezeichnet hatte. Er verpflichtete sich darin, seine Schüler die Elemente der Mathematik, Mechanik, Physik und Chemie zu lehren; die Regierung wies ihm dafür freie Wohnung in einem schönen alten Tempel in Yeddo und ein jährliches Einkommen von vier Tausend Dollars an.

„Viertausend Dollars," wiederholte Günther ein über das andere Mal, die Worte so lang wie möglich ziehend, „Vier — Tausend Dollars — über fünf Tausend preußische Thaler! — Wissen Sie wohl, hochverehrter Freund, daß ich von einem Jahr meines heutigen Gehaltes zehn Jahre lang in Deutschland leben kann, ergo von meinem Gehalte von drei Jahren dreißig Jahre?"

Ich schüttelte etwas ungläubig den Kopf.

„Fragen Sie meine Braut," fuhr Günther im Tone innigster Ueberzeugung fort, „ob sie sich nicht anheischig macht, uns mit fünfhundert Thalern per annum wie die Prinzen leben zu lassen. — Spaß, Mann! — Sie wissen nicht, was Marie für eine Frau ist. Eine Perle ist sie. Sie ist nicht eine von jenen großen Damen, die des Morgens schon in Reifröcken umherlaufen und mit Handschuhen in die Küche gehen. Nein, meine Marie hat es gelernt, die derben, guten, ehrlichen Hände an's Werk zu legen und auf ihre Arbeit mehr als auf Nichtsthun stolz zu sein. Ich wiederhole Ihnen: wie die Prinzen werden wir in Deutschland mit fünfhundert Thaler per annum leben; sagen wir sechshundert, also fünfzig Thaler per Monat, aber damit bin ich sicher, ein reicher Mann zu sein. — Was glauben Sie, was ich als Student in Halle ausgegeben habe? Dreißig Thaler im Monat; nicht einen Heller darüber, und dafür hatte ich noch Bier und Tabak, mehr als mir vielleicht gut war. Und der Speisewirth mußte doch an dem verdienen, was ich aß, und es ist bekannt, daß man in möblirten Wohnungen stets theurer und schlechter lebt, als wenn man seine eignen Möbel besitzt." —

Ich hatte Günther nie so gesprächig gesehen, und ich hatte nicht den Muth, Wasser über seinen auflodernden Enthusiasmus zu gießen. Ich sah ihn am ganzen Nachmittag Briefe schreiben und Bogen auf Bogen bei Seite legen. Seine Augen glänzten in ungetrübter Freude, und ein Lächeln höchster Befriedigung lagerte auf

Die Frühmesse war vorüber, die Leute drängten aus der Kirche, verloren sich auf verschiedenen Wegen nach ihren Gehöften, oder verhielten sich wohl auch plaudernd, in Gruppen, auf dem großen Platze. Im Gotteshause blieben nur diejenigen zurück, die ein besonderes Anliegen auf dem Herzen hatten.

In der letzten Kirchenbank saß, in eine Ecke gedrückt, ein gar schmächtiges Bäuerlein; der große Hut, der neben ihm auf dem Sitzbrette lag, sah danach aus, als könne er sich über das ganze Männchen stülpen, daß nichts hervorsähe als die Schuhspitzen. Durch eine Rosette aus farbigen Gläsern, oberhalb eines Seitenaltares, fiel ein Lichtstreif quer in das Schiff der Kirche und machte die Weste des Beters in brennendem Roth aufleuchten; ein paar tiefe Falten durchfurchten sie, wie sie so schlotterig über seiner eingesunkenen Brust herabhing, und von den kugeligen, bleiernen Knöpfen fehlte einer; bleierne mußten's freilich sein, denn silberne auf einer „armen Leut'=Weste“ haften nur an Spinnweben.

Jakob Wiesner hieß der Mann im Betstuhle. Er zeigte ein schmales, demüthiges Gesichtchen, die Lider und Ränder der kleinen, beweglichen, grauen Augen waren geröthet und sahen wie verschwollen aus. Die Stirne war spitz und über derselben hing ein dichter Schopf, der einer verkümmerten Locke glich; was sonst an Haaren gedieh, war vom Hinterhaupte nach vorn gebürstet, aber es waren ihrer nicht so viele, um den kahlen Wirbel verdecken zu können. Zwischen den Fingern hielt der Wiesner Jakob einen Rosenkranz, und so oft er mit einem Vaterunser zu Ende kam, wo andere Christen beten: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel,“ murmelte er regelmäßig: „Führe uns

nicht in Versuchung, sondern mach' mir meine kranke Kuh wieder gesund. Amen!"

Eine kranke Kuh ist eben auch ein Uebel.

Vor der Kirche aber inmitten der größten Gruppe, zu der sich Landleute von nah und fern versammelt hatten, da sprach nur Einer; man hörte ihm andächtig zu, ließ sich abfragen, was er wissen wollte und gab ihm aus Respect nur kurze Reden, denn es war der reiche Fehringer. Ja, der kann leicht wohlgemuth außer der Kirche stehen, der hat keine kranke Kuh daheim, sondern etwa fünfzig gesunde im Stalle, und würd' ihm auch eine krank, deswegen bemüht er unsern Herrgott gar nicht, sondern schickt zum Kurschmied, und soll sie ihm trotzdem verenden, so schreckt ihn auch der Wasenmeister nicht, wenn er ihm ins Haus kommt.

Ja, der Fehringer ist der Reichste und dafür giebt er sich auch. Was alle Welt von Einem weiß, das bleibt ihm selber doch nicht verborgen, und es steht Jedem wohl an, wenn er weiß, wer er ist. Er war aber auch leutselig der reiche Fehringer. Wenn er seinen Spaß hatte mit Jemand, den er gut leiden mochte, so stieß er den mit der lockeren Faust in die Seite und klaschte sich dann mit der flachen Hand auf den eigenen Wanst. „So sag' ich." Nun lacht! Da lachte er und die Andern lachten mit.

Das Rosenkranz-Gebet ist eine fromme Uebung, wobei man ein gut Stück Zeit dem lieben Himmel opfert, vorausgesetzt, daß man überhaupt sonst etwas zu verrichten hat, aber über Schwätzen und Aufhorchen, Abfragen und Zutragen, Anbieten und Abhandeln kann man sich wohl ebenso lange verhalten; so geschah es, daß der Wiesner Jakob seinen Rosenkranz abgebetet hatte und über den Platz daherkam, als der Fehringer just auf sein Wägelchen steigen wollte. Wie der reiche Bauer den Alten ansichtig wurde, blieb er mit dem einen Fuße auf der Erde, mit dem andern stand er schon auf der Radnabe, um sich auf den Kutschbock zu schwingen.

— Na, Stiegelsteiger, sagte er, was ist's? Werden wir nie handelseins werden? Was macht die braune Lies'l?

Es war das die einzige Kuh Wiesner's.

— Dank' der Nachfrag', uns allzusamm' geht's gut!

— Ist recht. Aber die Lies'l mußt mir doch noch einmal verkaufen. Die ist ganz braun und hat einen weißen Stern auf der Stirn, accurat so hab' ich eine schwarze daheim, da mit dem weißen

Tupfen, er wies dabei an die Stelle an seiner eigenen Stirne, und zwar mit so anschaulicher, dazwischen deutender Geberde, als respectire er auch da Hörner zu beiden Seiten, die Zwei möcht' ich nebeneinander sehen. Ueberleg's. Was ich schon einmal ausgesprochen hab', leg' ich Dir baar auf die Hand, sobald die Kuh in meinem Stall steht. Magst sie heut' oder morgen oder ein andermal hinführen, das gilt mir gleich.

Er schlug an seinen Geldgurt. Der Wiesner Jakob lachte einfältig, wie eben ein Bauer, wenn er nicht ja oder nein sagen will, und wie er noch immer gethan, wenn zwischen ihm und Fehringer die Rede auf die bewußte Kuh kam, und das geschah, so oft die Beiden zusammentrafen; denn auch der Fehringer, als Bauer, meinte Manches nicht oft genug sagen zu können, und geschäh' es auch mit den nämlichen Worten.

Er stand noch abwartend. — Nun was? fragte er.

Der Wiesner fuhr sich mit den dürren Fingern unter den Hut, kraute sich seinen Haarschopf und sagte langsam: — Es möcht' schon wohl einmal sein können!

— Ist auch recht. Der Fehringer stieg auf und fuhr davon.

Eine Zeit lang starrte Wiesner dem Wägelchen nach, dann ging er seines Weges. Er schüttelte öfter den Kopf oder nickte vor sich hin. Es fiel ihm schwer auf das Herz, daß er den Handel mit Fehringer nicht bei Zeiten eingegangen war, aber bisher that er sich nicht wenig darauf zu gute, daß er dem reichen Fehringer etwas weigern konnte; doch jetzt liegt die „Lies'l" krank, und wenn sie gar umsteht, so ist es der sträflichste Leichtsinn gewesen, sie nicht früher verkauft zu haben. Darum hat er gegenüber dem Fehringer so „rechtschaffen" gelogen, daß es Allen gut gehe, um sich ein schadenfrohes Wort oder eine verweisende Lehr' zu ersparen.

An zwei Stunden war er gegangen, da änderte sich plötzlich die Gegend; bis dahin lagen, so weit man sehen mochte, Felder an Felder und Wiesen an Wiesen, so gerade und eben wie die Straße, die sich durch sie hindurchschlängelte, nur in der Ferne blauten hohe Berge; nun begann sich Hügel an Hügel aufzubauen, und der Weg wand sich hinauf und hinab. Wieder lag Feld an Feld und Wiese an Wiese, aber jedes Feld und jede Wiese war von einem lebenden Zaune umgeben, schmale Fußsteige durchschnitten sie der Quere nach, und wo ein Acker abschloß, stieß man immer auf etliche Stu-

fen, die man entweder hinan oder hinab zu steigen hatte, um auf den benachbarten zu gelangen, je nachdem der höher oder tiefer lag; selbst bei den Grundstücken, die an der Straße lagen, fehlten die Stufen nicht. Auf diesen Fußsteigen hatte man oft stundenlang nach einem Gehöfte zu gehen, und es ist kaum zu berechnen, welche Höhen und Tiefen Einer dabei stufenweise durchmaß. Darum hießen die hier Ansässigen „Stiegelsteiger," wie der Fehringer den Wiesner angerufen hatte, oder auch „Treppelhupfer."

Es war hoch am Mittage geworden, als der Wiesner das Grundstück erreichte, das vor seinem Anwesen lag, die vorletzten Stufen hinankeuchte und die allerletzten hinabstolperte. Es war eine gar ärmliche Hütte, auf welche er zuschritt, sie hatte blos zwei kleine Fenster, dafür aber drei Thüren; die eine neben den beiden Fenstern lag nach dem Wege zu und führte in die Küche, gerad' über, an dem Herde vorbei, gelangte man durch die andere in den Hof, die dritte öffnete sich linker Hand nach der Stube, in der hatte der Bauer nichts zu suchen, er trat in den Hofraum.

Da stand die Vroni, seine Tochter, sie zählte erst fünfzehn Jahre, aber man konnte sie leicht für zwanzig halten. Sie war gar nicht sonntäglich gekleidet, denn sie hatte nichts am Leibe als das Hemd und einen bunten Rock; sie wiegte sich in den breiten Hüften und schlenkerte den derben, runden Arm gegen die Hühner, denen sie ein paar Brodkrumen vorwarf. — Grüß' Gott, Vater, sagte sie.

Wiesner nickte. Er kam an dem Hofhunde vorüber, der an ihm hinanspringen wollte, von dem nahm er gar keine Notiz und ging nach dem Stalle.

Bei seinem Herankommen trat sein Weib unter die Thüre. — Grüß' Dich Gott, Jakob!

— Grüß' Gott, sagte er und sah sie fragend an.

Sie hob die Schürze nach den Augen und sagte: — Es wird nur all'weil schlimmer!

Der Bauer trat in den Stall, da lag die „braune Lies'l" auf der Streu, stöhnte und sah mit den großen Augen gar beweglich zu ihm auf.

— Jesus, Maria! Er schlug die Hände rathlos in einander. — Und ich hab' doch einen ganzen Rosenkranz gebetet!

Sie gingen nach der Stube. Das Essen ward aufgetragen, das Tischgebet gesprochen, aber „es war heut' Alles zu viel gekocht

worden"; die beiden Alten nahmen geringe Bissen und thaten dazwischen schwermächtige Seufzer, nur die Vroni hielt es damit umgekehrt, denn sie wollte, wie sie sagte, nichts verderben lassen.

Gleich nach der Danksagung ging der Wiesner hinaus und sah wieder im Stalle nach. Der Rosenkranz hatte nicht gewirkt. Er trat in den Hof zurück und hob die Augen zum Himmel, als sähe er ihn darauf an, wie er es wohl mit ihm meine!

In der That, es hatten sich rings Wolken heraufgezogen, und es sah da oben ganz grau und recht verdrießlich aus. Ob nun das mithalf oder nicht, den Bauer kleinmüthig zu machen, wer weiß es? Gewiß ist, daß er sich den hellen Schweiß von der Stirne wischte und murmelte: — Mir scheint, der Herrgott will mir dem Vieh nichts zu Liebe thun!

Er ging langsam nach dem Werkzeugschuppen, setzte sich dort auf die Schnitzbank und begann Späne zu spalten, eine Arbeit, die man sonst für den Winter aufspart, und welche er wohl nur vornahm, um sich da „im Stadel" ungestört allein aufhalten zu können.

Nun brannte er seine Pfeife an, damit er auf Gedanken komme.

— — — — — — — — — — — — — — —

— Unser lieber Herrgott muß noch herum zu kriegen sein, sonst ist's gefehlt. Aber die lieben Heiligen sind ja extra zum Fürbitten da. Die wird er doch nit aus leidigem Eigensinn um eine wohlvermeinte Ehr' bringen? Ganz gottunmöglich! Und da d'rauf mögen sie sich wohl berufen, wenn ihnen Einer nit mit leeren Händen kommt — —

Er sah auf seine beiden eigenen, die waren allerdings nicht leer, in der Rechten war ein Schnitzmesser und in der Linken ein Span, das eine wie den andern legte er vor sich auf die Bank, die Pfeife, die ausgeraucht war, dazu und saß stille und nachdenklich, sehr nachdenklich.

Etwa eine halbe Stunde mochte darüber vergangen sein, da spitzte er seine Lippen und begann leise einen Ländler zu pfeifen.

Ein klägliches Gebrüll unterbrach ihn.

— Heilige Mutter Anna! da gilt es Eil' und ist keine Zeit zu verlieren! — Er hastete von der Bank empor und lief nach dem Stalle. Das Thier wand sich vor Schmerzen, er klopfte ihm be-

gütigend den breiten Nacken und sagte: — Laß's gut sein, Lies'l, laß's gut sein, es soll schon Alles noch recht werden!

Damit ging er zum Hause hinaus und ließ Weib und Kind und Kuh in einer Bedrängniß zurück, die „hellauf" zum Verzweifeln war; Mutter und Tochter waren vollkommen überzeugt, daß die Lies'l dieses Gefühl theilte, denn sie war ja auch „ein Weiberhaftes."

Vorläufig ging der Wiesner allerdings nicht weit. Er entsann sich, daß eine kurze Wegstrecke ober seiner Hütte eine kleine Kapelle stand, dort wollte er für's Erste seinen Namenspatron anrufen.

Drei Mauern und ein spitzes Dach darüber bildeten eigentlich nur eine geräumigere Nische, in welcher die Statue des Heiligen und ein Betschemel Platz fanden. Es stand da das Bildniß des heiligen Peregrinus, der gegen Fußübel gut anzurufen ist, und es war ihm auch, wie aus einer Inschrift hervorging, von einem wohlhabenden Bauern aus der Gegend, dem er wieder auf die kranken Beine half, „dieß Ort zu einer schuldigen Danksagung errichtet worden."

In der Hauptsache war dem Wiesner um so ein „andächtiges Platzerl" und um den Betschemel; daß er dabei einen fremden Heiligen traf, an den er kein Gebet zu richten beabsichtigte, das war nebensächlich. Er kniete also hin, machte das Kreuz, faltete die Hände; und da er es nicht mit dem heiligen Peregrinus hatte, so blickte er auch nicht zu ihm auf, sondern sah zur Seite, während er betete:

— O heiliger Jakobus, Du mein allerliebester Namenspatron! Ich bet' Dir jetzt ein Vaterunser, daß Du Dich meiner armen Kuh annehmen möchst und die wieder gesund wird. Das thät ich Dich auf das Allerinständigste recht schön bitten und wenn ich die Kuh behalt', so will ich Dir schon auch Deine Fürsprach' gedenken!

Wenn Heilige sich auf die Mienen der Andächtigen verstehen, so lag etwas in Wiesner's verheißungsreich zwinkernden Augen, das den heiligen Jakobus wohl berechtigte, eine schöne Wachskerze zu erwarten, welche ihm zu Ehr' am Hochaltar brennen würde.

Wiesner betete vorläufig das erst versprochene Vaterunser und als er damit zu Ende kam und nach dem Steinbilde vor ihm aufblickte, sagte er: — Schau' weil Du gerad' da bist, könntest wohl auch gleich mit fürsprechen helfen. O lieber heiliger Peregrinus!

Ich bet' Dir jetzt ein Vaterunser, daß Du Dich meiner armen Kuh annehmen möchst und die wieder gesund wird. Das thät' ich Dich auf das Allerinständigste recht schön bitten, und wenn die Kuh mein bleibt, so will ich Dir schon auch Deine Fürsprach' gedenken!

Ließ darauf gleich das andere Vaterunser folgen, erhob sich und ging langsam den Weg, den er gekommen, zurück.

Daheim konnte er gleich merken, daß er die Sache an dem rechten Ende angefaßt habe, denn er fand sein Weib und seine Dirn' beruhigter neben der braunen Lies'l stehen, die still auf der Streu lag und keinen Schmerz äußerte.

An der Innenseite der Stallthüre war ein kleines Bild aufgeklebt, aber der Dunst hatte das Papier gebräunt, den Druck und die bunten Farben bis zur Unkenntlichkeit verschmiert; das fiel jetzt dem Wiesner in die Augen, und er wußte wohl, daß es den heiligen Leonhard vorstelle, welcher den Gefangenen in ihren Leiden beisteht und gegen böse Seuche hilft. Diese aber scheint der Landmann weniger für sich und seine Angehörigen als für seine Nutzthiere zu fürchten, denn ausschließlich diese hat er der Sorge des genannten Heiligen unterstellt und denselben, unter großmüthigem Verzicht auf anderweitige Hülfeleistung, zum „Viehpatron" erkoren.

— Teufel h'nein, dachte Wiesner, auf ein Haar hätt' ich den vergessen, wo ich'n doch in der nächsten Näh' hab'! Na, das wär' schön verfehlt, wenn ich den verabsäumen möcht', der sich schon schandenhalber darum annehmen muß und dem in derlei Sachen die Fürbitt' gewiß handsamer ist wie jedem Andern!

Er machte den Verstoß sofort wieder gut, bekreuzte sich und brachte sein Ansuchen vor, jedoch mit keinem Worte mehr oder weniger als er vorhin dazu gebraucht hatte. Dann wandte er sich an seine Weibsleute und sagte: — Ich geh' jetzt in den Segen und bleib' hernach gleich in der Maiandacht; braucht mit dem Nachtessen nicht auf mich zu warten.

Die Bäuerin schüttelte den Kopf. — O mein, ich denk' doch, Du solltest lieber uns zwei gehen lassen, weil wir heute noch keine Kirche gesehen haben.

— Mir taugt es aber nit. In solcher Trübniß ist es immer besser, es verlegt sich ein Einziges rechtschaffen auf das Beten, als es betreiben's ihrer Mehr' der Kreuz und Quer nach, wo das Eine so sagt und das Andere anders, daß der liebe Himmel irr' und

wirr' wird und nimmer weiß, was für ein Gebitt' und Gelöbniß eigentlich gelten soll.

Damit machte er sich auf den weiten Weg nach der Pfarrkirche, eben derselben, in welcher er heute früh am Morgen schon gewesen war.

Die Pausen zwischen den Gesängen und lauthergesagten Gebeten benutzte er, um im Stillen für seine Privatangelegenheit himmlische Gönner zu werben; zuvörderst wandte er sich an die Gottesmutter, der zu Ehren eben die Maiandacht stattfand; dann nahm er einen der Heiligen nach dem andern vor, so viel ihrer eben in der Kirche vorfindlich waren, zu beiden Seiten des Hochaltares, der zwei Nebenaltäre, oder in einsamer Mauernische inmitten des Schiffes. Jedem sagte er seinen Spruch auf, jedem nickte er verheißend zu: — wenn ich die Kuh behalte, wenn die Kuh mein bleibt, so will ich Dir schon auch Deine Fürsprach' gedenken!

Der Mond stand schon hoch am Himmel, als er wieder vor seiner Hütte anlangte. Er trat erst in den Hof und legte sein Ohr an die Stallthüre; er vernahm nur ein leichtes Schnauben über den Blättern der Streu, die braune Lies'l lag also und schlief. Nun trat er in die Stube und sah nach den Seinen, er fand auch diese liegen und schlafen und schickte sich bald selbst zur Ruhe an.

Als er die Bettdecke über sich zog, da lag er und spitzte den Mund, daß sein Gesicht den Ausdruck einer kindlichen Zufriedenheit gewann, und sagte leise: — Nun hätt' ich einen ganzen Schwarm Fürbitter bei einander! Im Schlafe aber überkam ihn ein gar prächtiges Traumgesicht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Im lieben Himmelreiche oben war's, da saß an einer mächtig langen Tafel der Herrgott mit allen seinen Heiligen, um nach vollbrachtem Tagwerk vertraulich Eins zu plaudern. Es war eine Tafel, es giebt nichts so Langes in der Welt, um es damit zu vergleichen, und doch verstanden sich die Heiligen ganz gut, selbst von dem einen untern Ende nach dem andern. Es erinnerte den Wiesner, daß er vor Jahren ein Geschwisterkind im Tyrolerlande heimgesucht, und wie dort von den hohen Bergen bei klarer Luft jeder Schrei weit durch's Land gehallt; nun war aber der Himmel wohl höher als alle Tyrolerberge und hatte noch klarere Luft, so brauchte

es da kein Schreien und ließ sich mit ruhiger Rede richten, was auch den Heiligen besser zu Gesicht stand.

Für's Erste hörte der Wiesner „unverlautbare Dinge in ganz unsagbaren Worten und unerdenklichen Gedanken,“ aber nachdem sie sich ausgesprochen hatten, saßen die Heiligen eine kleine Weile wie verlegen, dann begann Einer eine Fürsprache vorzubringen, um die er angegangen worden war.

Der aber war kaum zu Ende, da erhob sich St. Jakobus und St. Peregrinus und St. Leonhardus, und so Einer nach dem Andern, alle, der Reihe nach, wie sie angerufen worden waren, und legten ihr Wort ein für Wiesner's kranke Kuh. Es wollte kein Ende nehmen. Da hielt sich der Herrgott die Ohren zu und rief: — O Ihr heiligen Himmelherrgottssackermenter! Wollt Ihr wohl aufhören? Es ist gut. Soll sie in Gottes Namen wieder gesund werden, die Lies'l; hab' sie ja doch auch geschaffen!

— — — — — — — — — — — — — — —

In der Freude darüber wachte Wiesner auf. Es begann eben zu grauen. Er kleidete sich an und trat in den Hof. Dort bückte er sich nach einem Grashalme, das obere Endchen wischte aus der Hülse und blieb ihm in der Hand. Es gilt für reinlich, so einen Halm durch die abgeschraubte Pfeifenspitze zu ziehen, und dazu ist er gut. Aber das hat Zeit, vorerst heißt es im Stalle nachsehen.

Das Thier lag ruhig, es hob bedächtig den Nacken und blickte den Eintretenden gleichmüthig an. Er bückte sich nach der braunen Lies'l, sie haschte mit dem Maule den Halm, den er zwischen den Fingern hielt, und als er spielend ihr denselben wieder entziehen wollte, da warf sie unwillig den Kopf herum und begann das Gras zu kauen.

Da wollte es den Wiesner nicht mehr auf beiden Beinen leiden, er fing an herum zu trippeln, er rieb sich die Hände und das Wasser schoß ihm in die Augen. — O du lieb's Vieh', er tätschelte der Kuh den Nacken und kraute ihr die Stirne, o Du lieb's Vieh!

Plötzlich guckte er der braunen Lies'l gar schlau unter die Augen, und so laut, als sollte es „zu Gehör“ geredet sein, sagte er: — Wirst mich viel kosten, wenn Du wieder gesund wirst; nun schau nur dazu!

Die Woche war vergangen, der Sonntag wieder gekommen. Die letzten Tage war die braune Lies'l schon mit den andern Kühen auf der Weide gewesen. Der Wiesner aber hatte so erschrecklich viel zu schaffen, daß ihn nicht einmal die Innenseite der Stallthüre auf einen frommen Gedanken bringen konnte; übrigens war, wie bemerkt, das Bild des heiligen Leonhard leicht zu übersehen.

Heute schickte er sich dafür zeitlich zum Kirchgange an und die Vroni muß ihn begleiten, denn er meint, Eines wär' völlig ausreichend, das Haus zu hüten, während sich der weite Weg zu Zweien unterhaltsamer gehe, und begehre etwa die Bäuerin Nachmittags in den Segen, so schadet es der Dirn' gewiß nicht, wenn sie ein zweites Mal mit in die Kirche geht!

Als die Beiden auf dem großen Platze vor derselben anlangten, war noch eine Stunde Zeit bis zum Beginn der ersten Messe.

— Nun ist es doch gar zu zeitlich, um sich bis zum Läuten auf der Straße zu erhalten, sagte der Alte, und damit schritt er querüber dem Gasthof „zum rothen Ochsen" zu. Vroni folgte in stillem Einverständnisse.

Der „rothe Ochse" hatte ein Gastzimmer für die „großen" Bauern und ein Schankzimmer, wo sich die „minderen" zusammensetzten. Wiesner nahm bescheiden in letzterem Platz, doch hatte er vorher einen Blick hinein nach den „Großen" gethan, nur so Sehens und Gesehenwerdens halber. Es dauerte auch nicht lange, so kam der Fehringer heraus in das Schankzimmer, denn der Fehringer war, wie man weiß, leutselig. Er schritt auf Wiesner zu. — Ho, Stiegelsteiger, was machst Du da? Ist das Deine Dirn? — Er faßte das Mädchen am Kinn und kneipte sie in den vollen Arm. — Sapperment, ein mordsauberes Dirndl!

Das Mädchen zeigte die weißen Zähne und zog den Besatz ihrer Schürze durch die Finger, obwohl der nicht glatter sein konnte, als er war.

— Schau, fuhr der Fehringer fort und rückte vertraulich zu dem Alten auf die Bank. Laß doch einmal Dein' Lebzeit ein gescheidtes Wort mit Dir reden. Was ist's, verkaufst mir Deine Kuh?

— Jesses, sagte der Wiesner und stieß an sein Glas, daß ein

paar Tropfen über den Rand schlugen. Wie Du redest! Wie Du so reden magst und allweil das Nämliche!

— Jesses, was Du wild sein magst, wie man von Dir gar nicht gewöhnt ist!

— Weil's wahr ist! Bei dem ewigen Gered' ist mir eh', als gehörte die Kuh nur mehr halb mein, mein' Seel', es wär' mir schon völlig gleich, wenn sie ganz Dir gehören möcht', damit einmal Ruh' wird; aber mein Weib giebt sie nicht weg, das weiß ich!

— Darauf laß es ankommen!

— Unsinn!

— Es gilt!

— Soll's gelten, brummte Wiesner. Er zog die Hand, die Fehringer gefaßt hatte, langsam zurück. Kriegst sie ja doch nicht!

— Dafür laß mich sorgen. Ich fahr' gleich hin. Heut' laß' ich Mess' Mess' sein. Handel und Wandel geht vor.

Erst muß der Bauer leben,
Dann kann er der Kirch' das Ihre geben.

Aber die Dirn' muß mit als Zeugin, daß Du gesagt hast, es gilt Dir völlig gleich und Alles käm' allein auf die Bäurin an. — Er wandte sich zur Vroni. — Wir fahren über Kronberg, wo Kirchweih ist, und dort kaufen wir der Mutter ein sauberes Tuch für die Sonntäg'; für Dich wird sich wohl auch was finden, daß Dich da die Sonn' nit abbrennt. Er legte seine breite Hand auf ihre runde Schulter, die sie bloß trug. — Wär' schad, Dirndl! Na, komm mit!

— Meinetwegen, sagte Wiesner. Du machst Dir nur ganz unnöthige Auslagen.

Fehringer ging mit Vroni aus der Stube und kurz darauf sah Wiesner die Beiden auf dem Wägelchen vorbeirollen. Er duckte sich tiefer über's Glas. Da erscholl vom Thurme das erste Läuten. Er legte Geld auf den Tisch und ging bedächtigen Schrittes nach der Kirche.

Dort saß er ganz duchsig in einem der Stühle, blickte weder zu den Altären, noch nach den Nischen auf, hielt sich aber zu denen, die am eifrigsten beteten und am lautesten sangen. Nach der Messe schlich er sich sachte davon, trieb sich mit den Andern auf dem Platze herum und wagte sich erst wieder zur Kirchthüre hinein, als Trompeten und Pauken zu Beginn des Hochamtes laut wurden.

Die Wandlung war schon vorüber. Er hatte den Kopf fast zwischen den Blättern des großen Gebetbuches stecken, that manchmal einen unruhigen Ruck von der Ecke, wo er saß, nach der Bank hinein, zur Beschwer seiner Nachbarn, die dann immer Einer den Andern stießen, bis auf den Letzten, der nach dem Schnitzwerk des Stuhles griff, als fürchte er herauszufallen. Da trat plötzlich etwas an seine Seite. Er warf so einen Blick neben, die Vroni war's.

— Vater, sagte sie, wir haben die Kuh doch verkauft.

— Habt Ihr schon das Geld dafür?

— Baar im Kasten.

— Hat er sie schon weggeführt?

— Freilich. Er hält nur ein wenig im „rothen Ochsen" und wartet.

Wiesner nickte.

— Und, schau' her, wegen der Tücheln hat er auch Wort gehalten. — Sie spreitete alle zehn Finger über ein buntes, halbseidenes Halstuch, das sie über den vollen Nacken geschlungen trug, und das gerade groß genug war, um es kleiner zu wünschen, und gerade klein genug, um zu diesem Wunsche anzuregen. Ein gar gefährliches Ding das.

Die Orgel tönte aus, die Leute erhoben sich von ihren Sitzen, da wandte sich Wiesner zur Vroni, die an seiner Seite das Ende des Hochamtes abgewartet hatte und sagte: — Geh' voraus, ich komm' gleich nach! — Als er sich allein sah, stand er im Stuhle auf, blickte frei um sich und sah die Heiligen der Reihe nach an, faltete die Hände und sprach also: — Meine lieben Heiligen, alle mit einander, müßt's nit bös sein, gleich als wär' ich ein schlechter Christ, der nit weiß, was er geredet; aber wenn Ihr Euch recht besinnt, ich hab' gesagt: wenn ich die Kuh behalt', wenn sie mein bleibt! Nun ist aber die Sach', daß sie verkauft ist, dem Fehringer gehört und mich nichts mehr angeht; ich leg' also, wie billig ist, alle Gelöbniß' auf die Kuh. Und auch Du, lieber Himmelsvater, sei nit bös, daß Du da hast nachgeben müssen, hast ja doch ein gutes Werk damit gethan, was Dir schon auch wieder vergolten werden wird. Und jetzt bet' ich Euch in der Schnelligkeit ein paar Vaterunser und einen Glauben dafür, daß wir wieder mit einander gut sein sollen!

Dem kam er getreulich nach, dann verließ er die Kirche und ging nach dem „rothen Ochsen.“ Dort im Hofraum saß der Fehringer schon breit auf dem Wägelchen, hinter welchem die „braune Lies'l“ angebunden war.

— Siehst, Stiegelsteiger, rief er schon von Weitem dem Daherkommenden zu. Ich hab' sie doch!

Wiesner trat erst zur Kuh. Er klatschte ihr auf den Hals. — Na, Liesel, jetzt wirst gute Tage haben, hast Dich zwar bei uns auch nicht beklagen können, aber jetzt wirst gute Tage haben. Behüt' Dich Gott! — Die rothen Ränder um die Augen mochten ihm etwas brennen, denn er strich mit den Fingern darüber. Dann ging er vor, lehnte sich an den Kutschbock und sprach zu dem Fehringer hinauf: — Was ich Dir hab' sagen wollen, ein paar Gelöbniß' liegen auf der Kuh, noch von ihrer letzten Krankheit her.

— Der sie darauf gelegt hat, soll sie wieder wegnehmen. Was bekümmert's mich?

— Möcht' etwa doch sein. Acht Stück Heilige, wie sie in der Kirche stehen, und drei, die mir gerad' zur Hand waren, hätten Jeder rechtschaffen eine Wachskerze um die Kuh verdient.

Und nun erzählt er dem Fehringer, wie die Gelöbnisse auf die Kuh gekommen und schließlich auf derselben geblieben, weil halt zu Anfang der liebe Herrgott nit hat daran mögen und er ihn erst hat bemüssen müssen.

Der Fehringer hatte seinen Spaß und seinen Verdruß daran; man merkte es dem Gesichte ab, mit welchem er unverwandt den Wiesner anstarrte. Erst lachten die Augen und die Mundwinkel hingen sauertöpfisch nieder, dann wieder verzog er den Mund zum Lachen und die Augen sahen verdrießlich dazu. Jetzt, wo der Wiesner zu Ende gekommen, hieb er mit der Peitsche durch die Luft und schrie: — O Du gottüberlegener — —

— Jakob ist mein'm Vater sein Name, lachte Vroni.

Fehringer ließ den Athem breit aus der Brust strömen. — O Du gottüberlegener Jakob! Mehr sagte er nicht und fuhr von dannen.

An dem nächsten hohen Festtage brannten auf dem Hochaltare in der Kirche statt der alten Stumpfen zwölf neue Wachslichter, der Fehringer hatte das Dutzend vollgemacht. Man konnte eben nicht wissen, wie die Heiligen es aufnehmen würden, wenn sie sich solcher-

gestalt um das Ihre verkürzt fänden! An den Wiesner konnten sie sich nicht halten, der hatte selber nichts, wohl aber an die Kuh, und darauf mochte es der Fehringer nicht ankommen lassen, und es kam auch ihm nicht darauf an, die „braune Lies'l“ war ihm immer noch so viel werth; die stand nun endlich mit ihrem weißen Stern auf der Stirn in seinem Stalle neben der kohlschwarzen, die auch so einen weißen Tupfen hatte, er brauchte es dem Wiesner nun nicht mehr zu zeigen, wo!

Erschienene Nummern

Collection Schick.

No. 17. Heyse, Paul: Der verlorene Sohn.
Keller, Gottfried: Frau Regel Amrain und ihr Jüngster.
Riehl, W. H.: [illegible]
Sacher-Masoch, L. v.: [illegible]
" 18. Heyse, Paul: [illegible]
[illegible]
[illegible]

Erschienene Nummern

Schick's Humoristische Bibliothek.

No. 1. Das Konzert in Mühlenthal.
Gerstäcker, Friedrich: [illegible]
[illegible]
Humoristische Gedichte.
" 2. Stinde, Julius: Die Familie Buchholz. 1. Abth.
[illegible]
Humoristische Gedichte von H. Heine, R. Baumbach, W. Busch, F. von Sallet, [illegible] Langbein, und Anderen.
" 3. Stinde, Julius: Die Familie Buchholz. 2. Abth.
[illegible]: Dornröschen.
Humoristische Gedichte von Schiller, W. Busch, A. Kopisch, [illegible] Tiedge, Castelli, [illegible] und Anderen.
" 4. Stinde, Julius: Die Familie Buchholz. 3. Abth.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Humoristisches in Poesie und Prosa.
" 5. Stinde, Julius: Die Familie Buchholz. 4. Abth.
Lenz, Philipp: [illegible]
[illegible]
Sacher-Masoch: [illegible]

☞ Je 5 Nummern der Humoristischen Bibliothek in einem eleganten Leinwandband $1.—